



Frederick Forsyth

**Das Phantom von
Manhattan**

scanned by ut
corrected by eboo

Frederick Forsyth macht sich auf die Suche nach dem "Phantom der Oper", jenem Wesen, dessen tragisches Schicksal sich im Untergrund der Pariser Oper verlor. Niemand weiß, was aus dem Mann mit der Maske geworden ist. Bis zu jenem Abend im Jahr 1906, als Antoinette Giry dem Notar Dufour auf dem Sterbebett erzählt, wie sie einst den entstellten Knaben Eric Mühlheim in der Unterwelt der Pariser Oper versteckte. Später habe sie Eric nach Amerika geschickt, aber seither nichts mehr von ihm gehört. Dufour soll Eric finden. In New York stößt der Notar auf einen der reichsten und mächtigsten Männer Amerikas, auf das "Phantom von Manhattan".

ISBN 3-570-00325-6

Originalausgabe The Phantom of Manhattan

Deutsch von Wulf Bergner

Bertelsmann Verlag, 2000

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Inhalt

Vorwort	3
1 Die Beichte der Antoinette Giry.....	21
2 Die Klage des Erik Mühlheim.....	37
3 Die Verzweiflung des Armand Dufour	49
4 Glück für Cholly Bloom.....	53
5 Die Trance des Darius	62
6 Die Kolumn von Gaylord Spriggs	68
7 Unterricht für Pierre de Chagny	73
8 Der Bericht des Bernard Smith	83
9 Die große Chance des Cholly Bloom.....	91
10 Der Jubel des Erik Mühlheim.....	102
11 Das Tagebuch der Meg Giry	109
12 Das Journal des Taffy Jones	114
13 Das Gebet des Joseph Kilfoyle	132
14 Die Besprechung von Gaylord Spriggs	139
15 Die Reportage von Amy Fontaine.....	146
16 Die Vorlesung von Prof. Charles Bloom	152
Epilog	178
Danksagung.....	180

Vorwort

Was für uns zur Legende des Phantoms der Oper geworden ist, begann im Jahr 1910 in der Phantasie eines heute fast völlig in Vergessenheit geratenen französischen Autors.

Wie Bram Stoker bei *Dracula*, Mary Shelley bei *Frankenstein* und Victor Hugo bei *Notre Dame de Paris* (mit dem unsterblichen Glöckner Quasimodo) stieß Gaston Leroux zufällig auf eine eher vage Volkssage und sah darin den Kern einer wahrhaft tragischen Geschichte. Daraus entwickelte er seine Erzählung. Aber hier hören die Ähnlichkeiten auch schon auf.

Die anderen drei Werke wurden sofort zu Bestsellern und sind bis heute Millionen von Menschen bekannt. Von *Dracula* und *Frankenstein* gibt es zahllose Neuauflagen und filmische Remakes. Leroux war jedoch leider kein Victor Hugo. Als sein schmales Buch 1911 erschien, erregte es in Frankreich für kurze Zeit Aufsehen und wurde in einer Zeitung sogar als Fortsetzungsroman veröffentlicht, bevor es buchstäblich in Vergessenheit geriet. Elf Jahre später, fünf Jahre vor dem Tod des Autors, gelangte seine Geschichte nur durch einen Zufall zu neuer Popularität.

Dieser Zufall kam in Gestalt eines zwergenhaft kleinen, jovialen, ehemals deutschen Juden namens Carl Laemmle daher, der als Junge nach Amerika ausgewandert war und es 1922 zum Präsidenten der Filmgesellschaft Universal Motion Pictures in Hollywood gebracht hatte. In diesem Jahr machte er eine Urlaubsreise nach Paris. Leroux hatte damals angefangen, sich in der französischen Filmindustrie zu betätigen. Durch diese Verbindung lernten die beiden Männer sich kennen.

Im Verlauf ihres ansonsten oberflächlichen Gesprächs erwähnte der amerikanische Filmmögl Leroux gegenüber, wie

sehr ihm die weitläufige Pariser Oper, noch heute das größte Opernhaus der Welt, imponiert hatte. Leroux schenkte Laemmle daraufhin ein Exemplar seines schon damals in Vergessenheit geratenen Buches aus dem Jahr 1911. Der Präsident von Universal Pictures las es in einer einzigen Nacht.

Zu dieser Zeit beschäftigten Carl Laemmle gerade zwei Dinge: Erstens hatte er vor kurzem den Schauspieler Lon Chaney entdeckt, einen Mann, dessen Gesicht so beweglich war, daß es fast jede Form annehmen konnte. Universal hatte sich verpflichtet, erstmals Hugos *Notre Dame de Paris*, damals bereits ein Klassiker, mit Chaney als verkrüppeltem und eindrucksvoll häßlichem Quasimodo zu verfilmen. In Hollywood wurde bereits die Kulisse für diesen Film gebaut - eine gigantische Holz- und Gipsnachbildung des mittelalterlichen Paris mit der Kathedrale Notre Dame im Vordergrund.

Zweitens hatte Laemmle das Problem, welchen Stoff er Chaney als nächstes anbieten sollte, damit sein Star nicht von der Konkurrenz abgeworben würde. Bei Tagesanbruch glaubte er, sein neues Projekt gefunden zu haben. Nach dem Buckligen würde Chaney das ebenso verkrüppelte und abstoßende, aber im Grunde genommen tragische Phantom der (Pariser) Oper darstellen. Wie alle guten Showmen wußte Laemmle, daß man Kinosäle auch damit füllen konnte, indem man dafür sorgte, daß das Publikum eine Gänsehaut bekam. Das Phantom, davon war er überzeugt, würde diese Wirkung haben - und damit sollte er recht behalten.

Er erwarb die Rechte, kehrte nach Hollywood zurück und ließ eine weitere Kulisse bauen - diesmal die Pariser Oper. Da der Nachbau der Oper Hunderte von Statisten würde tragen müssen, errichtete man ihn als erste Kulisse bei Universal mit Stahlträgern in Betonfundamenten. Deshalb wurde er auch nie abgerissen; er steht bis heute auf Stage 28 der Universal Studios und ist im Lauf der Jahre häufig wiederbenutzt worden.

Lon Chaney spielte wie vorgesehen erst die Hauptrolle in *Der Glöckner von Notre Dame* und anschließend die in *Das Phantom der Oper*. Beide Filme wurden Kassenschlager und machten Chaney unsterblich.

Das *Phantom* erschreckte die Zuschauer so, daß Frauen kreischten und sogar in Ohnmacht fielen worauf in einem meisterhaften PR-Coup an den Kinokassen kostenlos Riechsalz ausgegeben wurde!

Es war mehr dieser Film als Leroux' wenig beachtetes und weitgehend in Vergessenheit geratenes Buch, das die Phantasie des breiten Publikums anregte und die Phantomsage erst entstehen ließ. Zwei Jahre nach seiner Uraufführung brachte Warner Brothers mit *The Jazz Singer* den ersten Tonfilm heraus, womit die Ära des Stummfilms zu Ende ging.

Seit damals ist die Geschichte des Phantoms der Oper mehrmals neu verfilmt worden, aber in den meisten Fällen wurde die Story so verändert, daß sie kaum wiederzuerkennen war, und die Filme hatten wenig Erfolg. Universal Pictures drehten 1943 ein Remake ihres zwanzig Jahre alten Stoffs mit Claude Rains in der Rolle des Phantoms, und 1962 versuchten Hammer Films in London, eine auf Horrorfilme spezialisierte Filmgesellschaft, sich mit Herbert Lom in der Hauptrolle erneut an diesem Stoff. 1983 folgte ein Fernsehfilm mit Maximilian Schell in einer ›Rock‹-Version, die Brian de Palma 1974 gedreht hatte. Und 1984 brachte ein junger britischer Regisseur in einem kleinen Theater in East London eine spritzige, ziemlich ausgeflippte Version der Geschichte heraus - diesmal als Musical. Zu den Leuten, die damals die Rezensionen lasen und sich das Stück ansahen, gehörte Andrew Lloyd Webber. Das sollte ein weiterer Meilenstein in der Entwicklung von Leroux' alter Geschichte werden.

Tatsächlich arbeitete Lloyd Webber damals an einem anderen Projekt - *Aspects of Love*. Aber die Story des Phantoms blieb ihm im Gedächtnis, und ein Dreivierteljahr

später fiel ihm in einem New Yorker Antiquariat zufällig eine englische Übersetzung des Leroux'schen Originals in die Hände.

Wie so viele geniale Entdeckungen, erwies sich auch die von Lloyd Webber im nachhinein als ausgesprochen simpel. Er erkannte, daß die Geschichte im Grunde genommen weder eine Horrorstory noch eine auf Haß und Grausamkeit basierende, sondern eine wahrhaft tragische Erzählung von glühender, aber unerwiderter Liebe zwischen einem entstellten, von der Gesellschaft ausgeschlossenen Menschen und einer schönen jungen Opernsängerin ist, die es schließlich vorzieht, ihre Liebe einem attraktiven aristokratischen Verehrer zu schenken.

Also nahm Andrew Lloyd Webber sich das Original vor, strich logische Brüche und überflüssige Grausamkeiten und arbeitete den wahren Kern der Tragödie heraus. Auf dieser Grundlage schuf er, was sich in den zwölf Jahren seit seiner Premiere als das beliebteste und erfolgreichste Musical aller Zeiten erwiesen hat. Bis heute haben über zehn Millionen Menschen *Das Phantom der Oper* auf der Bühne gesehen, und falls es eine allgemeingültige Vorstellung von dieser Geschichte gibt, basiert sie fast ausschließlich auf Lloyd Webbers Version.

Um den Kern dessen zu verstehen, was wirklich (oder angeblich) geschehen ist, sollten wir die ursprünglichen drei Hauptelemente, aus denen die Geschichte entstanden ist, genauer betrachten. Eines davon ist die Pariser Oper - ein auch heute noch erstaunliches Gebäude -, ohne die das Phantom nicht vorstellbar wäre. Das zweite Element ist Leroux selbst und das dritte jener schmale kleine Romanband, den er im Jahr 1911 veröffentlichte.

Wie so viele andere große Unternehmungen verdankt die Pariser Oper ihre Entstehung einem Zufall. Am 14. Januar 1858 fuhr Napoleon III., Kaiser der Franzosen, abends mit seiner Gemahlin in die Pariser Oper, die sich damals noch in

einem alten Gebäude in der engen Rue de Peletier befand. Auch zehn Jahre nach einer Welle von Revolutionen in Europa waren die Zeiten noch immer unruhig, und ein italienischer Anarchist namens Orsini nutzte die Gelegenheit, um drei Bomben gegen die kaiserliche Kutsche zu schleudern. Alle drei detonierten; es gab über hundertfünfzig Tote und Verletzte. Kaiser und Kaiserin, denen ihre massive Kutsche Schutz geboten hatte, stiegen erschrocken, aber unverletzt aus und bestanden darauf, die Vorstellung zu besuchen. Aber Napoleon III. war verärgert und beschloß, Paris solle eine neue Oper bekommen, die auch einen Eingang für hochgestellte Persönlichkeiten erhalten würde, der sich bewachen ließ und vor Bombenwerfern weitgehend sicher war.

Der damalige Präfekt von Paris, der geniale Stadtplaner Baron Haussmann, dem die Stadt einen großen Teil ihrer heutigen Gestalt verdankt, schrieb einen offenen Wettbewerb aus, an dem die prominentesten Architekten Frankreichs teilnahmen. Insgesamt hundertsiebzig reichten Pläne ein, aber den Auftrag erhielt der phantasievolle Charles Garnier, ein neuer Stern in der Architektenavantgarde. Sein Bau sollte wahrhaft gigantisch werden und Riesensummen verschlingen.

Der Bauplatz wurde ausgewählt (wo l'Opéra Garnier heute steht), und die Arbeiten begannen im Jahr 1861. Schon nach wenigen Wochen trat ein großes Problem auf. Bei den ersten Aushubarbeiten zeigte sich, daß eine unterirdische Wasserader genau durch den Bauplatz verlief. So schnell die Baugrube ausgehoben wurde, so schnell füllte sie sich mit Wasser. In einem kostenbewußteren Zeitalter hätte man das Projekt vielleicht an einen besser geeigneten Ort verlegt, aber Haussmann wollte sein Opernhaus genau an dieser Stelle und nirgends sonst haben. Garnier ließ acht riesige Dampfpumpen aufstellen, die monatelang Tag und Nacht in Betrieb waren, um den mit Wasser vollgesogenen Untergrund auszutrocknen. Dann umgab er den gesamten Bauplatz mit zwei gewaltigen

Caissonwänden und füllte den Raum zwischen ihnen mit Bitumen aus, um zu verhindern, daß wieder Wasser in die Baustelle sickerte. Auf diesen massiven Fundamenten errichtete Garnier seinen kolossalen Bau.

Seine Maßnahmen waren nur teilweise erfolgreich. Das Wasser wurde zurückgehalten, bis die Kellergeschosse fertiggestellt waren, kam dann aber langsam wieder zurück und bildete unter dem tiefsten Kellergeschoß einen unterirdischen See.

Noch heute kann man als Besucher zu dieser Ebene hinuntersteigen (man braucht dazu eine Sondergenehmigung) und durch Gitter auf den unterirdischen See hinabsehen. Alle zwei Jahre wird der Wasserspiegel so weit abgesenkt, daß Bautechniker mit flachen Kähnen, die gestakt werden, auf dem See herumfahren und die Fundamente auf etwaige Schäden untersuchen können.

Garniers riesiger Bau erhob sich Kellergeschoß um Kellergeschoß, bis das Geländeniveau wieder erreicht war, und wuchs dann weiter in die Höhe. 1870 wurden die Arbeiten eingestellt, als eine durch den kurzen, aber erbittert geführten Deutsch-Französischen Krieg ausgelöste weitere Revolution Frankreich erschütterte. Napoleon III. wurde abgesetzt und starb später im Exil. Man rief eine neue Republik aus, aber die deutschen Armeen standen vor Paris. Die eingeschlossene französische Hauptstadt hungerte. Die Reichen verspeisten die Elefanten und Giraffen aus dem Zoo, während die Armen Hunde, Katzen und Ratten frikassierten. Paris kapitulierte, und die Arbeiterklasse war über das erlittene Leid so verbittert, daß sie sich gegen die Regierung erhob.

Die Aufständischen nannten ihr Regime die Kommune und sich selbst Kommunarden, die in der gesamten Stadt hunderttausend Mann und viele Kanonen stationiert hatten. Da die Regierung in Panik geflüchtet war, übernahm die Nationalgarde als Militärjunta die Macht und schlug den

Aufstand schließlich nieder. Die Kommune nutzte während ihrer Herrschaft Garniers unvollendeten Bau mit seinem Labyrinth aus Kellern und Lagerräumen, um darin Waffen, Pulvervorräte und Gefangene unterzubringen. In diesen tief unter der Erde liegenden Gewölben kam es zu gräßlichen Folterungen und Hinrichtungen, und noch viele Jahre später wurden verscharre Skelette entdeckt. Diese unterirdische Welt und die Idee, in der Finsternis dort unten lebe ein körperlich Entstellter, faszinierten Gaston Leroux vierzig Jahre später und regten seine Phantasie an.

1872 hatten die Verhältnisse sich wieder normalisiert, und Garnier führte die zuvor eingestellten Bauarbeiten fort. Im Januar 1875, fast auf den Tag genau siebzehn Jahre nach Orsinis Bombenanschlag, wurde das neue Opernhaus, zu dessen Bau sein Attentat den Anstoß gegeben hatte, mit einer Galavorstellung eröffnet.

Das Gebäude bedeckt eine Grundfläche von elftausend Quadratmetern; vom tiefsten Keller bis zum Dachfirst hat es siebzehn Geschosse, von denen jedoch nur zehn oberirdisch sind. Überraschenderweise ist der Zuschauerraum ziemlich klein und bietet nur 2156 Opernbesuchern Platz, während die Mailänder Scala 3500 und die New Yorker Met 3700 Besucher fassen. Aber hinter der Bühne ist reichlich Platz für Hunderte von geräumigen Künstlergarderoben, Werkstätten, Kantinen, Kostümlagern und Lagerräumen für komplett Kulissen, so daß ganze Bühnenbilder, die bis zu fünfzehn Meter hoch sind und viele Tonnen wiegen, versenkt und unzerlegt bis zu ihrem erneuten Gebrauch gelagert werden können.

Das Besondere an der Pariser Oper ist, daß sie von Anfang an nicht nur für Opernaufführungen entworfen wurde. Deshalb ist der Zuschauerraum relativ klein. Einen großen Teil des nicht für Arbeitszwecke benötigten Platzes nehmen Empfangssäle, Salons, imposante Treppen und weitere Flächen ein, die einen prachtvollen Hintergrund für große

Staatsereignisse bieten. Die Oper hat noch immer über 2500 Türen, für deren Kontrolle ihre Feuerwehrleute über zwei Stunden brauchen. Zu Garniers Zeiten beschäftigte sie rund tausendfünfhundert Festangestellte (heute sind es etwa tausend) und wurde durch neuhundert Gaslampen beleuchtet, die von mehr als fünfzehn Kilometer langen Kupferleitungen versorgt wurden. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde die Beleuchtung der Oper schrittweise auf Elektrizität umgestellt.

Dies war das hochdramatische Gebäude, das Gaston Leroux' lebhaftes Phantasie anregte, als er es im Jahr 1910 besichtigte und erstmals davon reden hörte, in der Oper habe vor Jahren ein Phantom gelebt; Dinge seien spurlos verschwunden, es habe unerklärliche Vorfälle gegeben, und gelegentlich sei eine schemenhafte Gestalt lautlos aus dunklen Ecken aufgetaucht und davongerannt - immer zu den Katakomben hinunter, wohin ihr niemand zu folgen wagte. Diese zwanzig Jahre alten Gerüchte lieferten Leroux den Stoff für seinen Roman.

Der alte Gaston scheint ein Mann gewesen zu sein, mit dem man gern in einem Pariser Cafe einen Drink nehmen würde, wenn die seither vergangenen neunzig Jahre sich nur irgendwie überbrücken ließen. Er war großgewachsen, jovial, prahlерisch und fröhlich: ein Bonvivant und großzügiger Gastgeber, der mit dem Kneifer, den er wegen seiner schlechten Augen tragen mußte, leicht exzentrisch wirkte.

Er wurde 1868 geboren, und obwohl seine Familie aus der Normandie stammte, erblickte er das Licht der Welt in Paris, weil bei seiner Mutter, die auf einer Bahnreise dort umsteigen mußte, unerwartet früh die Wehen einsetzten. Da er in der Schule gut war, sollte er, wie bei intelligenten Jungen aus dem französischen Mittelstand üblich, Anwalt werden; und so kam er mit achtzehn Jahren nach Paris, um Jura zu studieren. Aber dieses Studium behagte ihm nicht. Er war einundzwanzig, als er die Abschlußprüfung ablegte. Im selben Jahr starb sein Vater

und hinterließ ihm eine Million Francs - damals ein beträchtliches Vermögen. Papa war kaum unter der Erde, als der junge Gaston begann, kräftig auf die Pauke zu hauen. Innerhalb von sechs Monaten hatte er das ganze Vermögen durchgebracht!

Da ihn statt der Juristerei der Journalismus lockte, nahm er eine Stelle als Reporter beim *Echo de Paris* und später beim *Le Matin* an. Er entdeckte seine Liebe fürs Theater und schrieb einige Theaterkritiken, aber dank seines Jurastudiums wurde er zu einem Star unter den Gerichtsreportern und mußte in dieser Funktion einigen Hinrichtungen mit der Guillotine beiwohnen. Das machte ihn zu einem Gegner der Todesstrafe - eine für die damalige Zeit höchst ungewöhnliche Einstellung. Mit Erfindungsreichtum und Kühnheit schnappte er der Konkurrenz eine tolle Story nach der anderen vor der Nase weg und sicherte seiner Zeitung Interviews mit Öffentlichkeitsscheuen Berühmtheiten. *Le Matin* belohnte ihn dafür mit dem Posten eines Auslandskorrespondenten.

In der damaligen Zeit hatten Zeitungsleser nichts dagegen, wenn Auslandskorrespondenten eine lebhafte Phantasie besaßen, und es kam gelegentlich vor, daß ein Journalist, der, weit von der Heimat entfernt, außerstande war, die wahren Hintergründe einer Geschichte zu recherchieren, sie einfach erfand. Das eindrucksvollste Beispiel dafür lieferte ein Amerikaner von *Hearst Newspapers*, der mit dem Zug auf dem Balkan unterwegs war, um über einen Bürgerkrieg zu berichten. Leider schlief er im Zug ein und wachte erst in der nächsten Hauptstadt auf, in der es zufällig recht ruhig zuging. Er war ziemlich verwirrt, aber dann fiel ihm ein, daß er hergeschickt worden war, um über einen Bürgerkrieg zu berichten. Also kabelte er einen blutrünstigen Kriegsbericht. Dieser wurde von der Washingtoner Botschaft des Balkanstaats gelesen und prompt ihrer Regierung übermittelt. Während der Hearst-Mann noch schlief, mobilisierte die dortige Regierung

die Miliz. Die Bauern, die Plünderungen befürchteten, rebellierten. Daraus entstand tatsächlich ein Bürgerkrieg. Als der Journalist aufwachte, fand er ein Telegramm aus New York vor, das ihm zur weltweiten Erstmeldung gratulierte. Dieses Metier war genau das richtige für Gaston Leroux, Reisen waren damals jedoch schwieriger und anstrengender als heute. Nachdem er zehn Jahre lang aus Westeuropa, Rußland, Asien und Afrika berichtet hatte, war er zwar berühmt, aber auch erschöpft.

1907, mit neununddreißig Jahren, beschloß er, sich zur Ruhe zu setzen und Romane zu verfassen. Tatsächlich schrieb er nur Trivialliteratur, weswegen fast keines seiner Bücher mehr erhältlich ist. Die meisten waren Kriminalromane, für die er seinen eigenen Detektiv erfand - aber seine Figur wurde nie so berühmt wie sein persönliches Ideal Sherlock Holmes. Trotzdem verdiente er gut, genoß sein Schriftstellerleben, gab seine Vorschüsse so schnell aus, wie die Verleger sie zahlten, und produzierte in den zwanzig Jahren seiner schriftstellerischen Tätigkeit dreiundsechzig Bücher. Er starb 1927 mit neunundfünfzig Jahren - nur zwei Jahre nachdem Carl Laemmles Version von *Das Phantom der Oper* mit Lon Chaney seine Uraufführung erlebt hatte und nun begann, sich zu einem Filmklassiker zu entwickeln.

Liest man heute das Original, steht man ehrlich gesagt vor einem Rätsel. Die grundlegende Idee ist klar, und sie ist brillant, aber wie der arme Gaston sie erzählt, ist eine Katastrophe. Er beginnt mit einer Einleitung, die er mit seinem eigenen Namen unterzeichnet und in der er behauptet, jedes Wort und jede Zeile seien wahr. Das ist nun eine höchst gefährliche Sache. Behauptet man unmöglich, eine erfundene Geschichte sei absolut wahr und somit eine historische Tatsache, liefert man sich dem Schicksal und dem skeptischen Leser aus, denn von diesem Augenblick an muß jede einzelne aufgestellte Behauptung, die sich nachprüfen

läßt, absolut wahr sein. Gegen diese Regel verstößt Leroux auf fast jeder Seite.

Ein Schriftsteller *kann* seine Story ›kalt‹ beginnen, indem er scheinbar eine wahre Geschichte erzählt, ohne das jedoch zu sagen, so daß der Leser raten muß, ob das, was er liest, wirklich geschehen ist oder nicht. So entsteht jene Mischung aus Dichtung und Wahrheit, die heutzutage als ›Faction‹ bezeichnet wird. Bei dieser Methode werden in den Roman wahre Episoden eingebaut, an die der Leser sich erinnert oder die er leicht nachprüfen kann. Das steigert seine Verwirrung, aber der Verfasser macht sich keiner wirklichen Lüge schuldig. Dabei ist jedoch eine goldene Regel zu beachten; Alle Behauptungen müssen entweder vollständig wahr oder vollständig beweisbar sein. Ein Autor könnte zum Beispiel schreiben:

»Im Morgengrauen des 1. September 1939 fielen fünfzig Divisionen von Hitlers Wehrmacht in Polen ein. Zur selben Zeit traf ein unscheinbarer Mann mit perfekt gefälschten Papieren aus der Schweiz kommend auf einem der großen Berliner Bahnhöfe ein und tauchte in der erwachenden Stadt unter.«

Die erste Aussage ist eine historische Tatsache, und die zweite läßt sich nachträglich weder beweisen noch widerlegen. Mit etwas Glück hält der Leser beide für wahr und liest weiter. Leroux beginnt jedoch damit, daß er uns erzählt, was nun folge, sei nichts als die Wahrheit, und untermauert das mit Behauptungen über Augenzeugenberichte und die Einsichtnahme in Unterlagen und (erst von ihm) neu entdeckte, bisher unbekannte Tagebücher.

Aber dann schweift seine Erzählung in alle möglichen Richtungen ab, gerät in Sackgassen, findet nur schwer wieder heraus und ist mit ungelösten Rätseln, unbewiesenen Behauptungen und offenkundig falschen Tatsachen gespickt, bis man das Bedürfnis hat, es Andrew Lloyd Webber

gleichzutun - nämlich einen dicken blauen Bleistift zu nehmen und aus der Handlung wieder das zu machen, was sie eigentlich ist: eine erstaunliche, aber glaubhafte Geschichte.

Nach solcher Kritik an Monsieur Leroux sollte man den ausgesprochenen Tadel mit einigen Beispielen belegen. Schon recht früh in seiner Erzählung nennt er das Phantom Erik, ohne jemals zu erklären, woher er diesen Namen kennt. Das Phantom war nicht eben redselig und auch nicht daran gewöhnt, sich Menschen vorzustellen, denen es begegnete. Tatsächlich hatte Leroux jedoch recht, und wir können nur vermuten, daß er diesen von Mme. Giry erfuhr, von der wir später mehr hören werden.

Noch verwirrender wird alles dadurch, daß Leroux seine ganze Geschichte erzählt, ohne jemals zu sagen, *wann* sie passiert ist. Für einen investigativen Reporter, für den er sich ausgibt, ist das eine seltsame Auslassung. Der einzige Hinweis auf die Zeit der Handlung ist ein Satz in der Einleitung. Dort schreibt er: »Die Ereignisse liegen nicht länger als dreißig Jahre zurück.«

Das hat manche Kritiker dazu verleitet, von 1911, dem Erscheinungsjahr des Buches, dreißig Jahre abzuziehen und so auf das Jahr 1881 zu kommen. Aber »nicht länger« kann auch einen weit kürzeren Zeitraum bezeichnen, und mehrere kleine Hinweise lassen den Schluß zu, daß *eine* Geschichte weit später als 1881 und eher um 1893 herum spielt. Der wichtigste dieser Hinweise ist der totale Lichtausfall auf der Bühne und im Zuschauerraum, der nur wenige Sekunden lang dauerte.

Wie Leroux erzählt, beschloß das Phantom aus Zorn über seine Zurückweisung durch Christine, die von ihm leidenschaftlich geliebte junge Frau, diese zu entführen. Um die größtmögliche Wirkung zu erzielen, wählte es dafür den Augenblick, in dem sie in einer Vorstellung von *Faust* auf der Bühne stand. (Im Musical hat Lloyd Webber daraus die von dem Phantom geschriebene Oper *Don Juan Triumphant*

gemacht.) Das Licht ging plötzlich aus, so daß es im gesamten Gebäude stockfinster war, und als es wieder aufflammt, war Christine spurlos verschwunden. Mit neunhundert Gaslampen ist das nicht möglich.

Gewiß, ein geheimnisvoller Saboteur, der sich im Gebäude auskannte, hätte die Hauptzuleitung schließen können, um diese vielen Lampen von ihrer Gasversorgung abzuschneiden. Aber während der Gasstrom versiegte, wären sie laut spuckend und mit Ploppgeräuschen nacheinander erloschen. Und da die automatische Wiederanzündung noch nicht erfunden war, konnten sie nur von jemandem, der mit einem Anzünder herumging, einzeln wieder in Betrieb genommen werden. Daraus war der bescheidene Beruf des Laternenanzünders entstanden. Die einzige Möglichkeit, mit Hilfe eines Schalters pechschwarze Dunkelheit und im nächsten Augenblick wieder strahlende Helligkeit zu erzeugen, bestand darin, den Hauptschalter eines vollständig elektrischen Beleuchtungssystems zu betätigen. Dadurch ergibt sich ein wesentlich späterer als der von Leroux erwähnte Zeitpunkt.

Geirrt hat er sich offensichtlich auch in bezug auf Stellung, Aussehen und Intelligenz Mme. Girys - ein Irrtum, der in Lloyd Webbers Musical korrigiert worden ist. In der Originalfassung des Romans erscheint diese Dame als ziemlich beschränkte Putzfrau. Tatsächlich war sie die Leiterin der Tanztruppe und des Corps de Ballet, unter deren nur scheinbarer Strenge (ohne die ein Corps aus flatterhaften Mädchen nicht zu beherrschen gewesen wäre) sich ein sehr mutiges und mitfühlendes Wesen verbarg.

Das muß man Leroux nachsehen, denn er verließ sich auf die Erinnerungen seiner Informanten, und sie beschrieben offensichtlich eine andere Frau. Aber jeder Polizeibeamte oder Gerichtsreporter wird bestätigen, daß es Zeugen vor Gericht - ehrlichen und anständigen Leuten - oft schwerfällt, sich über Tatsachen zu einigen und sich präzise an Ereignisse der

jüngeren Vergangenheit zu erinnern, von Dingen, die achtzehn Jahre zurückliegen, ganz zu schweigen.

Weit augenscheinlicher fehlerhaft ist die Szene, in der M. Leroux den Moment schildert, in dem das Phantom gekränkt den Kronleuchter im Zuschauerraum herabstürzen läßt, der eine darunter sitzende einzelne Frau tötet. Daß diese sich als die Frau erweist, die als Nachfolgerin von Mme. Giry, der entlassenen Freundin des Phantoms, eingestellt wurde, ist ein sehr hübscher Kunstgriff des Erzählers. Aber dann berichtet er weiter, dieser Kronleuchter habe zweihunderttausend Kilogramm gewogen, also zweihundert Tonnen, die ausreichen würden, um die halbe Decke zum Einsturz zu bringen. Der Kronleuchter wog sieben Tonnen; soviel hat er gewogen, als er aufgehängt wurde, er hängt noch immer dort und wiegt noch immer soviel!

Die eigenwilligste Abweichung, die Leroux sich selbst von den Grundregeln für Recherche und Reportage gestattet, betrifft die gegen Ende seines Romans geschilderte Verführung durch eine geheimnisvolle Gestalt, die nur als »der Perser« vorgestellt wird. Dieser merkwürdige Scharlatan wird in den beiden ersten Dritteln des Buchs nur zweimal kurz und nebenbei erwähnt. Aber nach der Entführung der Sopranistin auf offener Bühne erlaubt Leroux diesem Mann, die Erzählung an sich zu reißen und die Vorfälle im letzten Drittel des Buchs aus seiner Sicht zu schildern. Und diese Geschichte ist alles andere als glaubwürdig!

Leroux versucht nie, seine Behauptungen zu überprüfen. Obwohl der junge Vicomte Raoul de Chagny angeblich bei allen von dem Perser geschilderten Ereignissen anwesend war, behauptet Leroux, er habe den Vicomte später nicht mehr finden können, um diese Geschichte zu verifizieren. Natürlich hätte er das gekonnt!

Wir werden niemals erfahren, warum der Perser das Phantom so sehr haßte und seinen Ruf so sehr schädigte. Vor

der Erfindung der Figur des Persers empfanden der Schriftsteller Leroux und die meisten seiner Leser vermutlich menschliches Mitgefühl für das Phantom. Er mußte als grausig entstellter Mensch in einer Gesellschaft leben, die Häßlichkeit allzuoft mit Verderbtheit gleichsetzte. Er war sicher von Haß auf diese Gesellschaft erfüllt und muß als Ausgestoßener ein furchtbares Leben geführt haben. Anders als der Perser können wir Erik in einem Märchen, in dem die Sängerin Christine die Schöne ist, als das Ungeheuer, nicht aber als böse an sich sehen.

Der Perser stellt ihn jedoch als Sadisten dar: als einen Serienmörder, der Menschen zum Vergnügen erwürgt; als jemanden, der Spaß daran hat, Folterkammern zu entwerfen und durch ein Schlüsselloch die Mädchen zu beobachten, die darin unter Qualen ihr Leben aushauchen; als einen Mann, der jahrelang im Dienst der ebenso sadistischen Kaiserin von Persien gestanden und in ihrem Auftrag immer widerwärtigere Foltermethoden erfunden hat.

Nach Darstellung des Persers wurden der junge Adlige und er, als sie ins unterste Kellergeschoß hinabstiegen, um die entführte Christine zu retten, selbst gefangengenommen, in eine Folterkammer gesperrt und fast bei lebendigem Leib geröstet. Aber dann entkamen sie wie durch ein Wunder, verloren das Bewußtsein und wachten - genau wie Christine - unverletzt wieder auf. Das ist nicht nachvollziehbar. Trotzdem gesteht Leroux gegen Ende des Buchs, daß er gewisse Sympathien für das Phantom hegt - eine völlig absurde Empfindung, wenn man bedenkt, daß er in bezug auf sämtliche anderen Details den Lügen des Persers gründlich auf den Leim gegangen zu sein scheint.

Glücklicherweise enthält die Erzählung des Persers einen Fehler, der so ins Auge sticht, daß er das Ganze unglaublich macht. Er behauptet, Erik habe ein langes, erfülltes Leben geführt, bevor er sich in die Keller unter der Oper flüchtete.

Nach Darstellung des Persers hat dieser grotesk entstellte Mann Reisen durch West-, Mittel- und Osteuropa, weit nach Rußland hinein und bis zum Persischen Golf hinunter gemacht. Nach seiner Rückkehr nach Paris soll er unter Garniers Leitung als Unternehmer am Bau der Pariser Oper beteiligt gewesen sein. Diese Behauptung ist unsinnig.

Wäre das Leben des Mannes tatsächlich so verlaufen, hätte er sich vermutlich mit seiner Verunstaltung abgefunden. Um als Unternehmer am Bau der Oper mitwirken zu können, hätte er geschäftliche Besprechungen führen, mit Architekten, Subunternehmern und Arbeitern verhandeln müssen. Warum hätte er dann aufgrund seiner Menschenscheu beschließen sollen, ins unterirdische Exil zu flüchten? Mit seinem Scharfsinn und seiner Intelligenz hätte ein Mann seines Kalibers als Unternehmer ein hübsches Vermögen angehäuft und sich damit auf einem von Mauern umgebenen Landsitz zur Ruhe gesetzt, um seine Tage in selbstgewählter Isolation zu beschließen - vielleicht von einem seiner Häßlichkeit gegenüber immunen Faktotum betreut.

Das einzig Logische, was ein moderner Analytiker tun kann und Andrew Lloyd Webber in seinem Musical bereits vorgemacht hat, ist, die Schilderungen des Persers völlig unberücksichtigt zu lassen - insbesondere deshalb, weil der Perser und Leroux behaupten, das Phantom sei schon bald nach den beschriebenen Ereignissen gestorben. Der einzig vernünftige Weg beginnt mit einer Rückkehr zu den Dingen, die wir tatsächlich wissen oder aufgrund logischer Schlußfolgerungen annehmen können. Und dazu gehört folgendes:

- Daß irgendwann in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein schrecklich entstellter Mensch vor der Gesellschaft, von der er sich gehaßt und verspottet fühlte, floh und in dem Labyrinth aus Keller und Lagerräumen unter der Pariser Oper Zuflucht suchte. Diese Annahme ist keineswegs

abwegig, denn schließlich haben Gefangene immer wieder viele Jahre in unterirdischen Verliesen überlebt. Die unterirdischen Geschosse des Opernhauses gleichen einer kleinen Stadt, die alles bietet, was der Mensch zum Leben braucht.

- Daß im Lauf der Jahre unter leicht zu beeindruckenden und leichtgläubigen Angestellten Gerüchte kursierten, zahlreiche Dinge verschwänden spurlos, und gelegentlich sei eine schemenhafte Gestalt gesichtet worden, die sich in die Dunkelheit geflüchtet hätte. Auch das ist keineswegs abwegig. Um alle irgendwie unheimlichen Gebäude ranken sich solche Gerüchte.

- Daß sich im Jahr 1893 etwas Seltsames ereignete, durch das die Herrschaft des Phantoms über die Finsternis zu Ende ging. Während es, wie schon so oft, in einer freien Loge eine Opernvorstellung verfolgte, fiel sein Blick auf eine wunderschöne junge Tänzerin, in die es sich unsterblich verliebte. Als Autodidakt, der über Jahre hinweg die besten Stimmen Europas gehört hatte, erteilte er der jungen Frau Gesangsunterricht, bis sie eines Abends, als sie für die Primadonna einsprang, ganz Paris mit ihrem makellos klaren und reinen Gesang verzauberte. Auch das ist durchaus möglich, denn plötzlicher Ruhm durch die Förderung eines bis dahin unbekannten Talents ist der Stoff, aus dem im Showgeschäft Legenden entstehen.

- Daß die Ereignisse eine tragische Wendung nahmen, weil das Phantom hoffte, Christine werde seine Liebe erwidern. Aber der gutaussehende Vicomte Raoul de Chagny machte ihr den Hof, und sie verliebte sich in ihn. Das durch Wut und Eifersucht zum äußersten gereizte Phantom entführte die junge Sopranistin während einer Vorstellung von der Bühne und verschleppte sie in seine Zuflucht auf der siebten und untersten Ebene der Katakomben am Ufer jenes unterirdischen Sees.

Und dort geschah etwas zwischen ihnen, aber wir wissen

nicht, was. Dann erschien der junge Vicomte, der seine Angst vor der Dunkelheit und den Höhlen überwunden hatte, um sie zu retten. Vor die Wahl gestellt, entschied Christine sich für Raoul. Das Phantom hätte nun beide umbringen können, aber als der rachsüchtige Mob mit hundert brennenden Fackeln von oben ins Dunkel herabstieg, verschonte es das Liebespaar und tauchte in den letzten noch verbliebenen Schatten unter.

Aber zuvor gab Christine ihm noch den schlichten Goldring zurück, den es ihr als Zeichen seiner Liebe geschenkt hatte. Und es hinterließ seinen Verfolgern ein spöttisches Andenken: eine Spieluhr in Form eines Affen, die eine Melodie mit dem Titel ›Masquerade‹ spielte.

Dies ist die Handlung des von Lloyd Webber verfaßten Musicals - die einzige logische. Das Phantom, erneut enttäuscht und abgewiesen, verschwand spurlos und tauchte nie wieder auf.

Oder etwa doch?

1

Die Beichte der Antoinette Giry

*Hospiz der barmherzigen Schwestern
des Ordens St-Vincent-de-Paul,
Paris, September 1906*

Der Deckenverputz hoch über meinem Kopf hat einen Riß, in dessen Nähe eine Spinne ihr Netz webt. Eine seltsame Vorstellung, daß diese Spinne mich überleben, daß sie noch hier sein wird, wenn ich in ein paar Stunden nicht mehr bin. Alles Gute, kleine Spinne, die ein Netz webt, um eine Fliege zu fangen, um damit ihre Jungen zu füttern.

Wie ist's so weit gekommen? Daß ich, Antoinette Giry, im Alter von achtundfünfzig Jahren in einem Hospiz, das die guten Schwestern für die Einwohnerschaft von Paris führen, liege und darauf warte, vor meinen Schöpfer zu treten? Ich glaube nicht, daß ich ein sehr guter Mensch gewesen bin, nicht gut wie diese Schwestern, die - durch ihr Gelübde zu Armut, Keuschheit, Demut und Gehorsam verpflichtet endlos Schmutzarbeit leisten. Das hätte ich nie gekonnt. Sie haben ihren Glauben, wissen Sie. Zu diesem Glauben bin ich nie imstande gewesen. Wird es Zeit, ihn mir jetzt anzueignen? Vermutlich. Denn ich werde sterben, bevor die Nacht das schmale hohe Fenster dort drüben am Rand meines Blickfelds füllt.

Ich liege hier, vermute ich, weil mir einfach das Geld ausgegangen ist. Nun, beinahe. Unter meinem Kopfkissen liegt ein kleiner Beutel, von dem niemand weiß. Aber der ist für

einen besonderen Zweck bestimmt. Vor vierzig Jahren war ich eine Ballerina, damals so schlank und jung und schön. Das erzählten sie mir, die jungen Männer, die am Bühneneingang auf mich warteten. Und schön waren auch sie, diese sauberen, wohlduftenden, harten jungen Körper, die soviel Vergnügen schenken und nehmen konnten.

Und der Schönste von allen war Lucien. Die ganze Tanztruppe nannte ihn Lucien le Bei, denn er hatte ein Gesicht, bei dessen Anblick das Herz eines Mädchens wie eine große Baßtrommel hämmern konnte. An einem sonnigen Sonntag fuhr er mit mir in den Bois de Boulogne hinaus und machte mir einen Heiratsantrag - auf einem Knie, wie es sich gehört -, und ich nahm ihn an. Ein Jahr später fiel er bei Sedan im Feuer preußischer Kanonen. Danach wollte ich lange nichts mehr vom Heiraten wissen - fast fünf Jahre lang nicht, während ich im Ballett tanzte.

Ich war achtundzwanzig, als sie zu Ende ging, meine Laufbahn als Tänzerin. Zum einen hatte ich Jules kennengelernt, und wir heirateten, und ich wurde mit der kleinen Meg schwanger. Oder genauer gesagt, verlor ich meine Geschmeidigkeit. Älteste Ballerina des Corps, die tagtäglich darum kämpfte, schlank und biegsam zu bleiben. Aber der Direktor war sehr gut zu mir, ein freundlicher Mann. Die Leiterin der Tanztruppe wollte in Pension gehen; er sagte, ich besäße genügend Erfahrung, und er wolle nicht außerhalb der Oper nach einer Nachfolgerin für sie suchen. Also ernannte er mich zur Maitresse du Corps de Ballet. Sobald Meg geboren und einer Amme übergeben war, übernahm ich meine neue Aufgabe. Das war 1876, ein Jahr nach der Eröffnung von Garniers prachtvoller neuer Oper. Endlich waren wir aus diesen beengten Räumen in der Rue de Peletier heraus; der Krieg war längst vorüber, die Schäden, die mein geliebtes Paris erlitten hatte, waren beseitigt, und das Leben war schön. Die Belle Epoque nennt man diese Zeit heute, und sie war *belle*.

Mir machte es nicht mal etwas aus, als Jules seine fette Belgierin kennenernte und mit ihr in die Ardennen durchbrannte. Fort mit Schaden. Ich hatte wenigstens Arbeit, was mehr war, als er je von sich hatte behaupten können. Genug, um meine kleine Wohnung zu behalten, Meg großzuziehen und jeden Abend zu beobachten, wie meine Mädchen die gekrönten Häupter Europas begeisterten. Was wohl aus Jules geworden sein mag? Für Nachforschungen ist's jetzt zu spät. Und Meg? Eine Ballett- und Revuetänzerin wie ihre Mama - zumindest soviel konnte ich für sie tun -, bis zu jenem schrecklichen Sturz vor zehn Jahren, nach dem ihr rechtes Knie für immer steif blieb. Selbst dann hatte sie mit etwas Unterstützung von mir noch Glück. Kammerzofe bei Christine de Chagny, der größten Diva Europas. Nun, wenn man diese unkultivierte Australierin Melba außer acht lässt, was ich tue. Wo Meg jetzt wohl sein mag? Mailand, Rom, vielleicht Madrid. Wo die Diva gerade singt. Und wenn ich mir vorstelle, wie ich die Vicomtesse de Chagny früher angeschrien habe, sie solle achtgeben und nicht aus der Reihe tanzen!

Was tue ich also hier, auf ein vorzeitiges Grab wartend? Nun, als erstes kam vor acht Jahren meine Pensionierung an meinem fünfzigsten Geburtstag. Ich wurde sehr nett verabschiedet. Mit den üblichen Platitüden. Und mit einem großzügigen Bonus für meine zweiundzwanzig Dienstjahre als Leiterin der Tanztruppe. Genug, um davon leben zu können. Und als kleines Zubrot Privatunterricht für die unglaublich schwerfälligen Töchter der Reichen. Nicht viel, aber doch genug, um etwas auf die hohe Kante zu legen. Bis letztes Frühjahr.

Damals begannen die Schmerzen, anfangs nicht häufig, aber scharf und plötzlich, tief drunten im Unterleib. Der Arzt verordnete mir Wismut gegen Verdauungsbeschwerden und stellte dafür ein kleines Vermögen in Rechnung. Damals wußte ich noch nicht, daß die stählerne Krabbe in mir saß, mich mit

ihren großen Scheren zerfleischte und ständig weiterwuchs, während sie fraß. Nicht vor Juli. Dann war es zu spät. Deshalb liege ich hier, bemühe mich, nicht vor Schmerzen zu schreien, und warte auf den nächsten Teelöffel der weißen Göttin, jenes Pulvers, das im Orient aus Mohnkapseln gewonnen wird.

Der letzte Schlaf wird nicht mehr lange auf sich warten lassen. Ich habe nicht einmal mehr Angst. Vielleicht wird der Herr mir gnädig sein. Ich hoffe es, aber zumindest wird er die Schmerzen von mir nehmen. Ich versuche, mich auf etwas anderes zu konzentrieren. Ich blicke zurück und denke an all die Mädchen, die ich ausgebildet habe, und meine hübsche junge Meg mit ihrem steifen Knie, die noch auf den Mann ihres Lebens wartet - ich hoffe, daß sie ihn findet. Und ich denke natürlich an meine Jungs, an meine lieben, tragischen Jungs. An die denke ich am meisten.

»Madame, Monsieur l'Abbé ist da.«

»Danke, Schwester. Ich sehe nicht mehr so gut. Wo ist er?«

»Ich bin hier, mein Kind, Pater Sébastien. An Ihrer Seite. Spüren Sie meine Hand auf Ihrem Arm?«

»Ja, Pater.«

»Sie sollten Ihren Frieden mit Gott machen, *ma fille*. Ich bin bereit, Ihnen die Beichte abzunehmen.«

»Es ist Zeit. Vergeben Sie mir, Pater, denn ich habe gesündigt.«

»Sagen Sie mir alles, mein Kind. Halten Sie nichts zurück.«

»Vor langer Zeit, im Jahr 1882, habe ich etwas getan, das viele Leben verändert hat. Damals habe ich nicht gewußt, was geschehen würde. Ich habe impulsiv und aus Motiven heraus gehandelt, die mir gut erschienen sind. Ich war vierunddreißig und Maitresse des Corps de Ballet der Pariser Oper. Ich war verheiratet, aber mein Mann hatte mich verlassen und war mit einer anderen Frau durchgebrannt.«

»Sie müssen ihnen vergeben, mein Kind. Vergebung ist Bestandteil Ihrer Buße.«

»Oh, das habe ich getan. Schon lange. Aber ich hatte eine Tochter, Meg, die damals sechs Jahre alt war. Draußen in Neuilly war Jahrmarkt, und ich bin eines Sonntags mit ihr hingefahren. Es gab Dampforgeln und Karussells und dressierte Affen, die Centimes für den Leierkastenmann einsammelten.

Meg war noch nie auf einem Rummelplatz gewesen. Aber dort gab es auch eine Kuriositätenschau. Eine Reihe von Zelten mit Schildern, auf denen der stärkste Mann der Welt, ein so mit Tätowierungen bedeckter Mann, daß seine Haut nicht mehr zu sehen war, ein Schwarzer mit einem Knochen durch die Nase und spitz zugefeilten Zähnen und eine Dame mit Bart angekündigt waren.

Am Ende dieser Reihe stand eine Art Käfig auf Rädern, dessen Gitterstäbe etwa einen Viertelmeter Abstand voneinander hatten und der mit fauligem, stinkendem Stroh ausgelegt war. In der Sonne war es hell, aber das Innere des Käfigs war dunkel; deshalb trat ich näher heran, um zu sehen, was für ein Tier darin gefangen war. Ich hörte Ketten rasseln und sah etwas im Stroh zusammengerollt liegen. Im nächsten Augenblick trat ein Mann auf mich zu.

Er war groß und stämmig und hatte ein gerötetes, grobes Gesicht. Vor seinem Bauch hing eine Art Tablett, das er an einem Gurt um den Hals trug. Darauf lagen Pferdeäpfel, die er bei den Ponys aufgesammelt hatte, und Stücke von verfaultem Obst. ›Na, wie wär's Madame?‹ sagte er. ›Wollen Sie mal versuchen, das Ungeheuer zu treffen? Jeder Wurf ein Centime.‹ Dann wandte er sich dem Käfig zu und rief: ›Los, komm her, komm nach vorn, sonst weißt du, was du kriegst!‹ Die Ketten klickten wieder, und ein Wesen, das eher einem Tier als einem Menschen glich, kam nach vorn in den helleren Bereich hinter den Gitterstäben geschlurft.

Ich konnte sehen, daß es tatsächlich ein Mensch war, obwohl es nicht viel Menschenähnliches aufwies. Ein über und über mit Schmutz bedeckter Junge in Lumpen, der von einem verschrumpelten Apfel abbiß. Kot und Mist klebten an seinem schrecklich mageren Körper. Er trug Hand- und Fußfesseln, und der Stahl hatte sich ins Fleisch gefressen und schwärzende Wunden hinterlassen, die von Maden wimmelten. Aber es waren sein Kopf und sein Gesicht, die Meg vor Angst in Tränen ausbrechen ließen.

Schädel und Gesicht waren gräßlich deformiert, wobei ersterer nur einige verfilzte Haarbüschele aufwies. Das Gesicht war entlang einer Seite entstellt, als sei es vor langer Zeit von einem monströsen Hammer getroffen worden; und das Fleisch dieser Visage war roh und formlos wie geschmolzenes Kerzenwachs. Die Augen lagen tief in runzligen, mißgebildeten Höhlen. Nur eine Hälfte des Mundes und ein Teil des Unterkiefers auf dieser Seite waren nicht deformiert und sahen wie ein normales menschliches Gesicht aus.

Meg hielt einen kandierte Apfel in der Hand. Ich weiß nicht, warum, aber ich nahm ihn ihr aus der Hand, trat an die Gitterstäbe und hielt ihn dem Wesen hin. Der stämmige Mann bekam einen Wutanfall und kreischte und brüllte, ich brächte ihn um seinen Lebensunterhalt. Ich ignorierte ihn und drückte den Apfel in die schmutzigen Hände hinter dem Gitter. Und ich blickte in die Augen dieses entstellten Ungeheuers.

Pater, als die Oper vor fünfunddreißig Jahren im Deutsch-Französischen Krieg geschlossen war, habe ich zu den Frauen gehört, die unsere von der Front zurückgebrachten Verwundeten gepflegt haben. Ich habe Männer in Todespein gesehen, ich habe sie schreien gehört. Aber ich habe niemals solche Schmerzen gesehen wie in diesen Augen.«

»Schmerzen gehören zum menschlichen Dasein, mein Kind. Aber was Sie an diesem Tag mit dem kandierten Apfel getan haben, ist keine Sünde, sondern ein Akt des Mitleids gewesen.

Ich muß Ihre Sünden hören, wenn ich Ihnen Absolution erteilen soll.«

»Aber ich bin in dieser Nacht hingefahren und habe ihn gestohlen.«

»Was haben Sie getan?«

»Ich bin ins alte Opernhaus gegangen, für das ich einen Schlüssel besaß, habe aus der Werkstatt einen schweren Bolzenschneider und aus dem Kostümfundus einen weiten Umhang mit Kapuze geholt, habe mir eine geschlossene Droschke genommen und bin nach Neuilly zurückgefahren. Der weite Rummelplatz hat verlassen im Mondschein gelegen. Die Schausteller haben in ihren Wohnwagen geschlafen. Einige Köter haben zu kläffen begonnen, aber ich habe ihnen Fleischbrocken hingeworfen. Ich habe den fahrbaren Käfig gefunden, den Riegel zurückgezogen, die Tür geöffnet und leise hineingerufen.

Der Ärmste war an eine Seitenwand gekettet. Ich habe seine Hand- und Fußketten aufgeschnitten und ihn gedrängt herauszukommen. Er schien Angst zu haben, aber als er im Mondschein mich erkannte, ist er nach vorn geschlurft und zu Boden gesprungen. Ich habe ihn mit dem Umhang bedeckt, die Kapuze über seinen grausig entstellten Kopf gezogen und ihn zu der wartenden Droschke geführt. Der Kutscher hat über den gräßlichen Gestank gemurrt, aber ich habe ihm ein gutes Trinkgeld gegeben, und er hat uns zu meiner Wohnung hinter der Rue de Peletier gefahren. Ist es eine Sünde gewesen, ihn von dort wegzuholen?«

»Es ist bestimmt eine Straftat gewesen, mein Kind. Er hat dem Schausteller gehört, so grausam dieser Mann auch gewesen sein mag. Aber eine Sünde vor Gott... das weiß ich nicht. Ich glaube nicht.«

»Es gibt noch mehr, Pater. Haben Sie Zeit?«

»Sie stehen am Tor zur Ewigkeit. Ich glaube, ich kann ein

paar Minuten erübrigen, aber bedenken Sie, daß es hier vielleicht noch andere Sterbende gibt, die mich ebenfalls brauchen.«

»Ich habe ihn in meiner kleinen Wohnung einen Monat lang versteckt gehalten, Pater. Er hat ein Bad genommen - das erste seines Lebens -, dann noch eins und viele weitere. Ich habe seine offenen Wunden desinfiziert und verbunden, so daß sie langsam heilten. Ich habe ihm Sachen aus dem Kleiderschrank meines Mannes gegeben und ihn gut ernährt, damit er wieder zu Kräften kam. Und er hat erstmals in seinem Leben in einem richtigen Bett mit Bettwäsche geschlafen - ich habe Meg zu mir ins Zimmer geholt, was ohnehin besser war, weil sie schreckliche Angst vor ihm hatte. Wie sich zeigte, war er selbst starr vor Angst, wenn jemand an die Wohnungstür kam, und hastete davon, um sich unter der Treppe zu verstecken. Ich stellte auch fest, daß er reden konnte französisch, aber mit Elsässer Akzent -, und im Lauf dieses Monats erzählte er mir seine Geschichte.

Er war als Erik Mühlheim zur Welt gekommen vor nunmehr vierzig Jahren. Im Elsaß, das damals noch französisch war, aber schon bald von den Deutschen annektiert werden sollte. Er war der einzige Sohn einer Schaustellerfamilie, die in einem Wohnwagen lebte und ständig von einer Stadt zur anderen zog.

Er erzählte mir, er habe schon in früher Kindheit von den Umständen seiner Geburt erfahren. Die Hebamme hatte laut gekreischt, als sie das winzige Wesen aus dem Mutterleib kommen sah, denn der Kleine war schon damals gräßlich entstellt. Sie drückte das weinende Bündel der Mutter in den Arm, rannte davon und schrie dabei - die dumme Gans -, sie habe eine Frau vom Leibhaftigen persönlich entbunden.

So kam der arme Erik auf die Welt - von Geburt an dazu verurteilt, von Menschen, die Häßlichkeit für ein äußerliches Zeichen der Sünde halten, gehaßt und verabscheut zu werden.

Sein Vater war das Faktotum des Zirkus: Schreiner, Mechaniker und Mädchen für alles. Indem Erik bei der Arbeit zusah, entwickelte sich sein Talent für alles, was sich mit Werkzeug und Händen bauen ließ. Und in den Nebenschauen lernte er die Illusionstechniken mit Spiegeln, Falltüren und Geheimgängen kennen, die später in seinem Leben in Paris eine so große Rolle spielen sollten.

Aber sein Vater war ein Trinker und Schläger, der den Jungen ständig wegen geringfügigster Vergehen oder auch ohne Grund verprügelte; seine Mutter war eine nutzlose Person, die nur in der Ecke hockte und jammerte. Da er den größten Teil seines jungen Lebens unter Schmerzen und Tränen verbrachte, mied er den elterlichen Wohnwagen und schlief im Stroh bei den Zirkustieren, vor allem bei den Pferden. Als er mit sieben Jahren wieder einmal im Stall schlief, fing das große Zirkuszelt Feuer.

Der Brand ruinierte den Zirkus. Die Artisten und das Personal zerstreuten sich und kamen bei anderen Unternehmen unter. Eriks Vater, der keine neue Arbeit fand, trank sich allmählich zu Tode. Seine Mutter lief weg, um im nahen Straßburg eine Stelle als Dienstmädchen anzunehmen. Als seinem Vater das Geld für Schnaps ausging, verkaufte er Erik an den Besitzer einer durchreisenden Kuriositätenschau. Er verbrachte neun Jahre in diesem Käfig auf Rädern und mußte sich zur Belustigung grausamer Menschen mit Schmutz und Mist bewerfen lassen. Er war sechzehn, als ich ihn dort gefunden habe.«

»Eine mitleiderregende Geschichte, mein Kind, aber was hat das alles mit Ihren irdischen Sünden zu tun?«

»Geduld, Pater. Lassen Sie mich ausreden, dann werden Sie alles verstehen, denn bisher hat noch kein Mensch die ganze Wahrheit gehört. Ich habe Erik einen Monat lang in meiner Wohnung beherbergt, aber das war auf Dauer unmöglich. Es gab Nachbarn, Besucher, die an meine Tür kamen. Eines

Nachts habe ich ihn zu meiner Arbeitsstätte, in die Oper mitgenommen, und dort hat er eine neue Heimat gefunden

Dort hatte er endlich einen Zufluchtsort, ein sicheres Versteck gefunden, in dem die Welt ihn niemals würde aufspüren können. Trotz seiner schrecklichen Angst vor offenem Feuer nahm er eine Fackel und stieg ins tiefste Kellergeschoß hinunter, wo die Dunkelheit sein gräßliches Gesicht verbergen würde. Mit Holz und Werkzeug aus der Schreinerei baute er sich seine Unterkunft am Ufer des Sees. Er möblierte sie mit Stücken aus der Requisite und Stoffen aus der Kostümabteilung. In der Zeit nach Mitternacht, in der das Gebäude menschenleer war, konnte er sich aus der Personalkantine Essen beschaffen und sogar die Anrichte des Direktors plündern, um an Delikatessen zu gelangen. Und er las.

Er fertigte sich einen Schlüssel für die Bibliothek der Oper an und verbrachte Jahre damit, sich die Bildung anzueignen, die ihm verwehrt gewesen war, - Nacht für Nacht saß er bei Kerzenlicht über den Büchern der riesigen Bibliothek. Natürlich handelten die meisten Werke von Musik und der Oper. Erik brachte es so weit, daß er jede jemals geschriebene Oper und jede Note jeder Opernarie kannte. Mit großem handwerklichem Geschick erbaute er ein Labyrinth aus Geheimgängen, die nur er kannte, und da er schon als Kind mit Seiltänzern geübt hatte, konnte er furchtlos über die höchsten und schmälsten Schnurbodenstege balancieren. Dort lebte er elf Jahre und wuchs im Untergrund zu einem Mann heran.

Aber es dauerte natürlich nicht lange, bis die ersten Gerüchte entstanden und sich ausbreiteten. Essen, Kleidung, Kerzen, Werkzeug verschwanden über Nacht spurlos. Das leichtgläubige Personal begann von einem Phantom in den Kellern zu munkeln, bis schließlich jeder kleinste Unfall - und hinter der Bühne sind viele Arbeiten gefährlich - dem geheimnisvollen Phantom angelastet wurde. So entstand und

wuchs die Legende.«

»*Mon dieu*, davon habe ich auch schon gehört! Vor zehn Jahren... nein, das muß schon länger her sein... hat man mich geholt, um einem armen Kerl, der erhängt aufgefunden worden war, die Letzte Ölung zu erteilen. Damals hat mir jemand erzählt, das sei die Tat des Phantoms gewesen.«

»Der Mann hat Bouquet geheißen, Pater. Aber das ist nicht Erik gewesen. Joseph Bouquet hat unter Anfällen von Schwermut gelitten und sich ganz sicher selbst das Leben genommen. Anfangs habe ich die Gerüchte begrüßt, weil ich glaubte, sie würden die Sicherheit meines armen Jungen - denn das war er für mich - in seinem kleinen Reich in der Dunkelheit unter der Oper garantieren, und das hätten sie vielleicht auch getan, wenn der schreckliche Herbst des Jahres 1893 nicht gewesen wäre. Er hat etwas sehr Törichtes getan, Pater. Er hat sich verliebt.

Damals hat sie Christine Daae geheißen. Sie kennen sie heute vermutlich als Madame la Vicomtesse de Chagny.«

»Aber das ist unmöglich! Nicht...«

»Doch, dieselbe Frau, damals eine Tänzerin in meiner Truppe. Tänzerisch nicht sehr begabt, aber mit einer klaren, reinen Stimme, jedoch nicht als Sängerin ausgebildet. Erik hatte Abend für Abend die besten Stimmen der Welt gehört; er hatte die Arien studiert, er wußte, wie man eine große Stimme heranbildet. Als ihre Ausbildung abgeschlossen war, übernahm sie eines Abends die Hauptrolle und wachte am nächsten Morgen als gefeierte Diva auf.

Mein armer, häßlicher, verstoßener Erik glaubte, sie könnte seine Liebe erwidern, aber das war natürlich unmöglich. Denn sie hatte ihre eigene junge Liebe. In seiner Verzweiflung entführte Erik sie eines Abends von offener Bühne mitten in der von ihm geschriebenen und komponierten Oper *Don Juan Triumphant*.«

»Aber ganz Paris hat von diesem Skandal gehört, sogar ein bescheidener Priester wie ich. Ein Mann ist dabei ermordet worden.«

»Ja, Pater. Der Tenor Piangi. Erik wollte ihn nicht ermorden, nur am Schreien hindern. Aber der Italiener bekam keine Luft mehr und starb. Das war natürlich das Ende. Der Zufall wollte es, daß der Polizeipräfekt an diesem Abend im Publikum saß. Er ließ hundert Gendarmen kommen; sie nahmen brennende Fackeln und stiegen, von einem rachsüchtigen Mob begleitet, in die Keller bis zum Seespiegel hinunter.

Sie entdeckten die Geheimtreppen, die Gänge, das Haus am See, und sie fanden Christine, die einen Schock erlitten hatte und einer Ohnmacht nahe war. Bei ihr befand sich ihr Verehrer, der junge Vicomte de Chagny, der liebe, süße Raoul. Er brachte sie von dort fort und tröstete sie, wie es nur ein Mann vermag: mit starken Armen und sanften Liebkosungen.

Zwei Monate später zeigte sich, daß sie schwanger war. Also heiratete er sie, gab ihr seinen Namen, seinen Titel und seine Liebe. Ihr Sohn wurde im Sommer 1894 geboren, und sie haben ihn gemeinsam aufgezogen. Und sie ist in diesen vergangenen zwölf Jahren die größte Diva Europas geworden.«

»Aber die Polizei hat Erik nie gefunden, mein Kind? Soviel ich mich erinnere, ist das Phantom damals spurlos verschwunden.«

»Nein, Pater, sie hat ihn nie gefunden. Aber ich. Ich bin verzweifelt in mein kleines Büro hinter dem Übungsraum zurückgegangen. Als ich den Vorhang meiner Garderobennische aufzog, habe ich ihn dort gefunden, mit der Maske, die er immer getragen hat, in der Hand im Dunkel kauernd - wie damals vor elf Jahren unter der Treppe meiner Wohnung.«

»Und Sie haben ihn natürlich der Polizei übergeben...«

»Nein, Pater, das habe ich nicht getan. Er ist noch immer

mein Junge, einer meiner beiden Jungen gewesen. Ich konnte ihn nicht wieder dem Mob ausliefern. Also habe ich einen Damen hut mit dichtem Schleier und einen langen Mantel genommen... wir sind miteinander die Personaltreppe hinuntergegangen und auf die Straße getreten, nur zwei Frauen, die in die Nacht hinausgeflüchtet sind. Solche Gestalten waren zu Hunderten unterwegs. Niemand hat auf uns geachtet.

Ich habe ihn drei Monate lang in meiner Wohnung, nur knapp einen Kilometer von der Oper entfernt, verborgen, aber die Steckbriefe haben überall gehangen, und auf ihn war ein Kopfgeld ausgesetzt. Er mußte Paris, mußte Frankreich verlassen.»

»Sie haben ihm zur Flucht verholfen, mein Kind. Das ist eine Straftat und eine Sünde gewesen.«

»Dann werde ich dafür büßen, Pater. Schon bald. Der damalige Winter war hart und bitterkalt. Mit dem Zug zu fahren, kam nicht in Frage. Ich mietete eine Diligence, vier Pferde und einen geschlossenen Wagen. Nach Le Havre. Dort ließ ich ihn in einer billigen Unterkunft versteckt zurück, während ich den Hafen und seine Kaschemmen absuchte. Endlich fand ich einen Kapitän, den Führer eines für New York bestimmten kleinen Frachters - einen Mann, der bereit war, sich bestechen zu lassen und keine Fragen zu stellen. So stand ich also Mitte Januar 1894 eines Nachts am Ende der längsten Pier und beobachtete, wie das Hecklicht des nach New York auslaufenden Schiffs in der Dunkelheit verschwand... Sagen Sie, Pater, ist außer Ihnen noch jemand da? Ich sehe zu schlecht, aber ich spüre, daß jemand da ist.«

»In der Tat, eben ist ein Herr eingetreten.«

»Ich bin Armand Dufour, Madame. Eine Novizin ist in meine Kanzlei gekommen und hat gesagt, ich würde hier gebraucht.«

»Und Sie sind Notar und Urkundenbeamter?«

»Das bin ich in der Tat, Madame.«

»Monsieur Dufour, ich möchte, daß Sie unter mein Kopfkissen greifen. Ich täte es selbst, aber ich bin zu schwach dazu... Danke. Was haben Sie dort gefunden?«

»Nun, offenbar einen Brief in einem Umschlag aus gutem Manilapapier. Und einen kleinen Beutel aus Saffianleder.«

»Genau. Ich möchte, daß Sie Ihren Füllfederhalter aufschrauben und auf der Rückseite des Umschlags schriftlich bestätigen, daß Ihnen dieser Brief heute übergeben und weder von Ihnen noch von sonst jemandem geöffnet worden ist.«

»Mein Kind, ich bitte Sie, beeilen Sie sich! Wir sind noch nicht fertig.«

»Geduld, Pater. Ich weiß, daß mir nicht mehr viel Zeit bleibt, aber nach so langen Jahren des Schweigens muß ich jetzt versuchen, mein Ziel zu erreichen. Sind Sie fertig, Monsieur le Notaire?«

»Ich habe den von Ihnen gewünschten Vermerk angebracht, Madame.«

»Und vorn auf dem Umschlag?«

»Auf der Vorderseite lese ich - offenbar von Ihrer Hand geschrieben - die Worte: M. Erik Mühlheim, New York City.«

»Und der kleine Lederbeutel?«

»Den halte ich in der Hand.«

»Öffnen Sie ihn bitte.«

»*Nom d'un chien!* Napoléons d'or! Die habe ich nicht mehr gesehen, seit...«

»Aber sie sind nach wie vor ein gesetzliches Zahlungsmittel?«

»Gewiß - und sehr wertvoll.«

»Dann möchte ich, daß Sie sie an sich nehmen und diesen Brief nach New York City bringen, um ihn zuzustellen.

Persönlich.«

»Persönlich? In New York? Aber das wäre höchst unüblich, Madame... ich bin noch nie...«

»Bitte, Monsieur le Notaire. Das Gold reicht hoffentlich aus? Für fünf Wochen Abwesenheit aus Ihrer Kanzlei?«

»Es ist mehr als genug, aber...«

»Mein Kind, Sie wissen doch gar nicht, ob dieser Mann noch lebt.«

»Oh, er hat bestimmt überlebt, Pater. Er wird immer überleben.«

»Aber seine Anschrift ist nicht angegeben. Wo soll ich ihn finden?«

»Fragen Sie, Monsieur Dufour. Fragen Sie bei der Einwanderungsbehörde nach. Sein Name ist selten genug. Irgendwo finden Sie ihn. Einen Mann, der eine Maske trägt, um sein Gesicht zu verbergen.«

»Also gut, Madame, ich werd's versuchen. Ich fahre hin und versuche es. Aber ich kann Ihnen keinen Erfolg garantieren.«

»Danke. Sagen Sie es mir, Pater, hat eine der Schwestern mir einen Teelöffel eines in Wasser aufgelösten weißen Pulvers gegeben?«

»Nicht in der Zeit, die ich an Ihrem Bett verbracht habe, *ma fille*. Warum?«

»Es ist seltsam, aber die Schmerzen sind weg. Solch wundervolle, süße Erleichterung! Ich kann seitlich nichts erkennen, aber ich sehe eine Art Tunnel und einen Bogen. Ich habe solche Schmerzen gehabt, aber jetzt tut mir nichts mehr weh. Mir war so kalt, aber jetzt ist's überall warm.«

»Bitte beeilen Sie sich, Monsieur l'Abbé. Sie verläßt uns.«

»Danke, Schwester. Ich weiß, was meine Pflicht ist, hoffe ich.«

»Ich schreite auf den Bogen zu, hinter dem es hell ist. So wundervolles Licht... Oh, Lucien, bist du da? Ich komme, mein Liebster.«

»*In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti...*«

»Beeilen Sie sich, Pater.«

»*Ego te absolvo ab omnibus peccatis tuis.*«

»Danke, Pater.«

2

Die Klage des Erik Mühlheim

*Penthouse Suite, E, M, Tower, Park Row,
Manhattan, Oktober 1906*

Ich stehe jeden Tag früh auf, sommers wie winters, bei Regen oder Sonnenschein. Ich kleide mich an und komme aus meiner Wohnung auf diese kleine quadratische Plattform auf der Spitze des höchsten Wolkenkratzers in ganz New York. Von dort aus kann ich, je nachdem, an welcher Seite des Quadrats ich stehe, nach Westen über den Hudson River aufs unbebaute grüne Land von New Jersey blicken. Oder nach Norden auf die Stadtviertel Midtown und Uptown dieser erstaunlichen Insel, die so voller Reichtum und Schmutz, Extravaganz und Armut, Laster und Verbrechen ist. Oder nach Süden aufs offene Meer, das nach Europa und zu der elenden Straße zurückführt, die ich gekommen bin. Oder nach Osten über den Fluß auf Brooklyn und die im Seenebel liegende verrückte Enklave namens Coney Island, der ursprünglichen Quelle meines Reichtums. Und ich, der ich sieben Jahre lang von einem gefühlskalten Vater terrorisiert worden bin, neun wie ein Tier in einem Käfig angekettet verbracht habe, elf als Ausgestoßener in den Kellern unter der Pariser Oper gehaust und zehn gebraucht habe, um mich von den Schuppen an der Gravesend Bay, in denen Fische ausgenommen wurden, bis hier herauf hochzuarbeiten, weiß jetzt, daß ich Reichtum und Macht besitze, von denen Krösus nur hätte träumen können. Deshalb blicke ich auf diese ausufernde Stadt hinunter und denke: Wie ich dich hasse und verabscheue, Menschheit.

Es war eine lange, beschwerliche Reise, die mich in den

ersten Tagen des Jahres 1894 hierherbrachte. Auf dem Atlantik tobten wilde Stürme. Ich lag todkrank in meiner Koje - meine Überfahrt war von dem einzigen freundlichen Menschen, den ich jemals gekannt habe, vorausbezahlt -, ertrug den Spott und die Beleidigungen der Matrosen, weil ich wußte, daß sie mich blitzschnell über Bord werfen konnten, ohne daß irgend jemand davon erfuhr, wenn ich versuchte, mich dagegen zu wehren; und nur meine Wut und mein Haß auf sie alle hielten mich aufrecht. Vier Wochen lang rollten und stampften wir übers Meer, bis der Seegang in einer bitterkalten Nacht Ende Januar abnahm und wir auf der Reede einige Meilen vor der Südspitze von Manhattan Island vor Anker gingen.

Davon wußte ich nichts, außer daß wir angekommen waren. Irgendwo. Aber ich hörte die Matrosen in ihrem harten bretonischen Dialekt darüber sprechen, daß wir bei Tagesanbruch den East River hinauffahren und bei der Zollinspektion anlegen würden. Dann lief ich Gefahr, entdeckt zu werden - bloßgestellt, gedemütigt, als Einwanderer abgewiesen und in Ketten zurückgeschickt.

Irgendwann nach Mitternacht, als alle schliefen, auch die betrunkenen Nachtwache, holte ich aus dem Kasten an Deck eine schimmelige Schwimmweste und sprang damit über Bord in die eisige See. Ich hatte in der Ferne schwach flackernde Lichter gesehen, ohne zu wissen, wie weit sie entfernt waren. Aber ich begann, meinen kältestarren Körper in ihre Richtung voranzutreiben, und hatte eine Stunde später auf einem mit Rauhreif bedeckten Kiesstrand Boden unter den Füßen. Ich wußte es damals noch nicht, aber meine ersten Schritte in der Neuen Welt tat ich am Strand der Gravesend Bay auf Coney Island.

Die Lichter, die ich gesehen hatte, kamen von blakenden Öllampen in den Fenstern einiger armseliger Hütten, die etwas höher am Strand oberhalb der Hochwasserlinie standen. Als ich auf sie zustolperte und einen Blick durch die schmutzigen

Scheiben warf, sah ich Reihen gebückt arbeitender Männer, die frisch gefangene Fische ausnahmen und filetierten. In einiger Entfernung brannte auf einer freien Fläche zwischen den Hütten ein großes Feuer, um das herum etwa ein Dutzend Gestalten hockten, um sich daran zu wärmen. Ich war vor Kälte halb tot und wußte, daß auch ich an dieser Wärme teilhaben mußte, wenn ich nicht erfrieren wollte. Ich trat ins Licht des großen Feuers, spürte seine Hitze, die mir entgegenschlug, und betrachtete die dort Sitzenden. Meine Maske hatte ich in die Innentasche meiner Jacke gestopft; der Feuerschein erhellt meinen schrecklichen Kopf, meine abstoßende Visage. Die anderen drehten sich um und starrten mich an.

Ich habe mein Leben lang kaum gelacht. Ich hatte keinen Grund dazu. Aber in dieser Nacht, in der Eiseskälte vor Tagesanbruch, lachte ich innerlich vor Erleichterung. Sie sahen mich an... und achteten nicht weiter auf mich. Denn auf irgendeine Weise war jeder von ihnen mißgebildet. Aus purem Zufall war ich ins nächtliche Lager der Ausgestoßenen von Gravesend Bay geraten - der Parias, die sich ihren kümmerlichen Lebensunterhalt dadurch verdienten, daß sie Fische ausnahmen und filetierten, während die Fischer und die Großstadt schliefen.

Also ließen sie mich an ihrem Feuer trocknen und mich wärmen und fragten, wo ich herkäme. Da ich die Texte aller englischen Opern gelesen hatte, kannte ich ein paar Wörter dieser Sprache und erzählte ihnen, ich sei aus Frankreich geflüchtet. Das machte keinen Unterschied, denn sie waren alle von irgendwo geflohen, hatten sich, von der Gesellschaft verfolgt, auf diese letzte einsame, sandige Landzunge geflüchtet. Sie nannten mich Frenchie und nahmen mich in ihre Reihen auf, so daß ich wie sie in den Hütten auf Haufen stinkender Fischnetze schlafen, für ein paar Dimes nachts arbeiten und von Abfällen leben konnte - oft frierend und hungrig, aber vor dem Gesetz und seinen Ketten und

Gefängnissen sicher.

Dann kam der Frühling, und ich begann zu erkunden, was hinter dem Gestüpp aus Ginster und Strandhafer lag, der das Fischerdorf von Coney Island abschirmte. Ich erfuhr, daß die gesamte Insel gesetzlos war oder vielmehr nach eigenen Gesetzen lebte. Sie gehörte nicht zu der jenseits des schmalen Meeresarms liegenden City of Brooklyn und war bis vor kurzem von einer schillernden Figur - halb Politiker, halb Gangster - namens John McKane beherrscht worden. Man hatte ihn verhaftet. Aber McKanes Vermächtnis lebte auf dieser verrückten Insel mit ihren Rummelplätzen, Bordellen, Verbrechen, Lastern und Vergnügungen weiter. Auf letztere hatten es die bürgerlichen Leute von New York abgesehen, die jedes Wochenende auf die Insel strömten und ein Vermögen für läppische Zerstreuungen ausgaben.

Anders als die übrigen Ausgestoßenen, die für den Rest ihres Lebens Fische ausnehmen und es wegen ihrer angeborenen Dummheit niemals weiterbringen würden, wußte ich, daß ich mit Intelligenz und Einfallsreichtum aus diesen elenden Hütten herauskommen und ein Vermögen in den Vergnügungsparks verdienen konnte, die schon damals in einem anderen Teil der Insel errichtet wurden. Aber wie? Als erstes schlich ich mich im Schutz der Dunkelheit in die Stadt und stahl Kleidungsstücke: anständige Sachen, von Wäscheleinen und aus leerstehenden Strandhäusern. Dann klaute ich auf den Baustellen Holz und baute mir eine bessere Hütte. Aber mit meinem Gesicht konnte ich mich weiterhin nicht bei Tageslicht in dieser rauhen, gesetzlosen Gesellschaft sehen lassen, in der sich Touristen Wochenende für Wochenende ihr Geld aus der Tasche ziehen ließen.

Dann schloß sich uns ein Neuankömmling an: ein Junge von kaum mehr als siebzehn Jahren, zehn Jahre jünger als ich, aber über sein Alter hinaus gereift. Anders als die meisten von uns war er körperlich nicht entstellt, nicht verkrüppelt. Er hatte ein

leichenblasses Gesicht mit schwarzen, ausdruckslosen Augen, kam aus Malta und hatte dort eine gute Schulbildung bei den katholischen Patres genossen. Er sprach fließend englisch, konnte Latein und Griechisch und war absolut skrupellos. Er war hier, weil er im Zorn wegen der ihm von den Patres auferlegten endlosen Bußen ein Küchenmesser ergriffen und es seinem Präfekten in die Brust gestoßen hatte, worauf dieser tot zusammengebrochen war. Auf der Flucht war er von Malta zur Barbarenküste gelangt, hatte einige Zeit als Lustknabe in einem Männerbordell gearbeitet und sich dann als blinder Passagier an Bord eines Schiffes geschlichen, dessen Weg zufällig nach New York führte. Aber da er noch immer steckbrieflich gesucht wurde, hatte er die Einwandererkontrolle auf Ellis Island gemieden und war auf verschlungenen Pfaden auf der Gravesend Bay gelandet.

Ich brauchte einen Strohmann, der bei Tag meine Aufträge ausführte, damit wir beide aus dieser elenden Umgebung herauskamen. Er wurde mein Untergebener und in allen Bereichen mein Sachwalter. Gemeinsam haben wir es geschafft, es zu Reichtum und Macht über halb New York und weit darüber hinaus zu bringen. Bis zum heutigen Tag kenne ich ihn nur als Darius.

Aber falls ich ihm etwas beigebracht habe, hat er auch mich etwas gelehrt, indem er mich von meinem alten törichten Glauben abgebracht und dazu bekehrt hat, den einzigen und wahren Gott zu verehren - den Großen Meister, der mich noch nie im Stich gelassen hat.

Das Problem, wie ich mich bei Tageslicht in der Öffentlichkeit bewegen konnte, wurde höchst einfach gelöst. Im Sommer 1894 ließ ich mir von Ersparnissen, die ich beim Fischausnehmen zusammengekratzt hatte, von einem Maskenbildner eine Latexmaske anfertigen, die nur Mund- und Augenöffnung besaß. Eine Clownsmaske mit roter Knollennase, breitem Grinsen und Zahnlücken. Mit übergroßer

Jacke und ausgebeulter kariertes Hose konnte ich mich frei auf den Rummelplätzen bewegen, ohne jemals Verdacht zu erregen. Eltern mit Kindern winkten mir sogar lächelnd zu. Das Clownskostüm war mein Passierschein in die Tageswelt. Zwei Jahre lang scheffelten wir Geld. Es gab so viele Schwindeleien und Betrügereien, daß ich gar nicht mehr weiß, wie viele davon ich selbst erfunden habe.

Die einfachsten waren oft die besten. Ich fand heraus, daß die Ausflügler von Coney Island aus jedes Wochenende zweihundertfünfzigtausend Postkarten verschickten, und sie versuchten, dafür irgendwo Briefmarken zu erstehen. Also erwarb ich Postkarten für ein Cent das Stück, stempelte *Porto bezahlt* darauf und verkaufte sie für zwei. Die Touristen waren zufrieden. Sie wußten nicht, daß ihre Postkarten von hier ohnehin kostenlos befördert wurden.

Aber ich wollte mehr, viel mehr. Ich ahnte einen bevorstehenden Boom auf dem Gebiet der Massenunterhaltung voraus, der uns die Chance zum Geldscheffeln verschaffen würde.

In diesen ersten eineinhalb Jahren erlitt ich nur einen, allerdings gravierenden Rückschlag. Als ich mich eines Nachts mit einer Tasche voller Dollarscheine auf dem Heimweg zu meiner Behausung befand, wurde ich von vier Straßenräubern mit Knüppeln und Schlagringen überfallen. Hätten sie mich nur ausgeraubt, wäre das schlimm, aber nicht lebensbedrohlich gewesen. Aber sie rissen mir die Clownsmaske herunter, sahen mein Gesicht und schlugen mich fast tot.

Es dauerte einen Monat, bis ich wieder gehen konnte. Seit damals trage ich ständig einen kleinen Colt Derringer bei mir, weil ich mir auf meinem Krankenlager geschworen habe, mich niemals wieder von irgend jemandem verletzen und ihn dann ungestraft davonkommen zu lassen.

Als der Winter kam, hörte ich von einem Mann namens Paul

Boyton. Dieser hatte vor, den ersten überdachten, wetterfesten Vergnügungspark der Insel zu eröffnen. Ich wies Darius an, sich mit ihm zu treffen und als frisch aus Europa eingetroffener, begabter Konstrukteur vorzustellen. Das klappte wie geplant. Boyton erteilte ihm den Auftrag, eine Serie von sechs Fahrgeschäften für sein neues Unternehmen zu liefern. Natürlich konstruierte ich sie, indem ich optische Täuschung und technisches Geschick einsetzte, um bei den Touristen, die davon begeistert waren, Verwirrung zu stiften. Boyton eröffnete den Sea Lion Park 1895, und die Massen strömten herbei.

Boyton wollte Darius für »seine« Erfindungen entlohen, aber das lehnte ich ab. Statt dessen verlangte ich für zehn Jahre zehn Prozent Beteiligung am Gewinn dieser sechs Fahrgeschäfte. Boyton, der seinen letzten Cent in den Vergnügungspark gesteckt hatte, war hoch verschuldet. Innerhalb eines Monats brachten uns diese von Darius überwachten Fahrgeschäfte allein hundert Dollar pro Woche ein. Aber das war erst der Anfang.

Der Nachfolger des Politbosses McKane war ein rothaariger Hitzkopf namens George Tilyou. Auch er wollte einen Vergnügungspark eröffnen und dann abkassieren. Ohne mich um Boytons Wut zu kümmern, konstruierte ich für Tilyous Unternehmen noch einfallsreichere Fahranlagen zu den gleichen Bedingungen: prozentuale Gewinnbeteiligung. Der Steeplechase Park wurde 1897 eröffnet und brachte uns tausend Dollar pro Tag ein. Unterdessen hatte ich einen hübschen Bungalow, der näher an Manhattan Beach lag, gekauft und bezogen. Die wenigen Nachbarn waren meistens nur an den Wochenenden da, wenn ich mich in meinem Clownskostüm ungehindert in den Touristenströmen zwischen den beiden Vergnügungsparks bewegte.

Auf Coney Island fanden häufig Boxkämpfe statt, bei denen ein Millionärspublikum, das mit der neuen Hochbahn von der

Brooklyn Bridge zum Manhattan Beach Hotel herüberkam, sehr hoch wettete. Ich sah mir die Kämpfe an, wettete aber nicht, da meiner Überzeugung nach die meisten vorab >arrangiert< waren. In Brooklyn und New York, sogar im gesamten Staat New York, waren Wetten verboten. Aber auf Coney Island, dem letzten Vorposten der Crime Frontier, wechselten riesige Summen den Besitzer. 1899 forderte Jim Jeffries Bob Fitzsimmons zum Kampf um den Weltmeistertitel im Schwergewicht heraus - auf Coney Island. Unser gemeinsames Vermögen betrug inzwischen zweihundertfünftausend Dollar, und ich wollte es nicht auf den hohen Favoriten Fitzsimmons, sondern ganz auf den Herausforderer Jeffries setzen. Darius war außer sich vor Wut, bis ich ihm meinen Plan erklärte.

Mir war aufgefallen, daß die Boxer in den Pausen zwischen den Runden häufig aus einer Flasche einen großen Schluck frisches Wasser tranken, den sie manchmal, aber nicht immer, ausspuckten. Auf meine Anweisung hin tauschte Darius, der sich als Sportreporter ausgab, einfach Fitzsimmons' Flasche gegen eine andere aus, deren Inhalt mit einem Schlafmittel versetzt war. Jeffries schlug ihn k. o. Ich kassierte eine Million Dollar. Später im selben Jahr verteidigte Jeffries seinen Titel im Coney Island Athletic Club gegen Sailor Tom Sharkey. Gleicher Trick, gleiches Ergebnis. Armer Sharkey. Dieser Kampf brachte uns zwei Millionen ein. Es wurde Zeit, daß wir uns inselaufwärts bewegten und uns höhere Ziele setzten, denn ich hatte die Mechanismen eines noch gesetzloseren Rummelplatzes studiert, auf dem sich das große Geld verdienen ließ: die New Yorker Börse. Aber auf Coney Island wartete noch ein letzter Coup auf uns.

Zwei Glücksritter namens Frederic Thompson und Skip Dundy waren verzweifelt bemüht, einen dritten und noch größeren Vergnügungspark zu eröffnen. Der eine war ein trunksüchtiger Ingenieur, der andere ein stotternder

Finanzmann, und die beiden brauchten so dringend Geld, daß sie bei den Banken bis über den Hals in Schulden steckten. Ich ließ Darius als Scheinfirma eine Kreditgesellschaft gründen, die mit dem Angebot an sie herantrat, ihnen ein ungesichertes zinsloses Darlehen zu gewähren. Dafür verlangte die E. M. Cooperation zehn Jahre lang zehn Prozent der Bruttoeinnahmen des Luna Parks. Die beiden waren einverstanden. Ihnen blieb keine andere Wahl. Am zweiten Mai 1903 öffnete der Luna Park seine Tore. Um neun Uhr morgens waren Thompson und Dundy noch pleite, bei Sonnenuntergang hatten sie alle ihre Schulden abbezahlt - bis auf die bei mir. In den ersten vier Monaten brachte der Luna Park fünf Millionen Dollar. Die Monatseinnahmen pendelten sich bei einer Million ein, bis heute. Darius und ich waren unterdessen nach Manhattan umgezogen.

Ich begann mit einem bescheidenen Sandsteinhaus, das ich nur selten verließ, weil das Clownskostüm hier fehl am Platz war. Darius wurde an meiner Stelle Börsenmitglied und befolgte meine Anweisungen, während ich über Geschäftsberichten und Ankündigungen neuer Aktienmissionen brütete. Für neue Ideen und Projekte, falls sie geschickt angepriesen wurden, fanden sich sofort Geldgeber. Die Wirtschaft wuchs in atemberaubendem Tempo und weitete ihre Grenzen immer mehr nach Westen aus. Die Entstehung eines jeden neuen Industriezweigs schuf Bedarf an Rohstoffen, aber auch an Schiffen und Eisenbahnen, die diese transportierten und die fertigen Produkte auf die Märkte brachten.

In den Jahren, die ich auf Coney Island verbracht hatte, waren Einwanderer aus aller Welt zu Millionen ins Land geströmt. Die Lower East Side, fast unter meiner Terrasse, wenn ich jetzt hinabschaue, war und ist ein riesiger Schmelzriegel, in dem Menschen aller Rassen und Religionen dichtgedrängt in Armut miteinander hausen, Gewalt, Laster

und Verbrechen ausgesetzt. Nicht weit davon entfernt haben die Superreichen ihre Villen, ihre Kutschen und ihre geliebte Oper.

Bis 1903 hatte ich nach einigen Rückschlägen die Finessen der Börse durchschaut und herausgefunden, wie die Finanzgiganten, etwa Pierpoint Morgan, zu ihrem Vermögen gekommen waren. Wie sie investierte ich in Kohle in West Virginia, Stahl in Pittsburgh, Eisenbahnen nach Texas, in Reedereien, deren Frachtschiffe die Route Savannah-Baltimore-Boston bedienten, Silber in New Mexico und Immobilien auf Manhattan Island. Aber ich wurde durch unbeirrbare Anbetung des einzigen und wahren Gottes, zu dem Darius mich bekehrt hatte, besser und skrupelloser als sie. Denn Mammon, der Gott des Goldes, kennt keine Barmherzigkeit, keine Mildtätigkeit und kein Mitleid. Es gibt niemanden, keine Witwe, kein Kind, kein armes Mädchen, aus dem sich nicht noch etwas herauspressen ließe, um den Meister zu erfreuen.

Gold bringt Macht, und mit der Macht kommt automatisch immer mehr Gold - ein Kreislauf, der die ganze Welt erfaßt.

Auf allen Gebieten bin und bleibe ich Darius' Herr und Meister - bis auf eines. Niemals hat es auf diesem Planeten einen kälteren oder grausameren Menschen gegeben als ihn. In dieser Beziehung übertrifft er mich. Und trotzdem hat er eine Schwäche. Nur eine. Weil mich seine seltenen Abwesenheiten neugierig gemacht hatten, habe ich ihn in einer bestimmten Nacht beschatten lassen. Er hat im Mohrenviertel eine Lasterhöhle aufgesucht und dort Haschisch geraucht, bis er in eine Art Trance gefallen war. Anfangs habe ich geglaubt, er könnte mein Freund werden, aber ich weiß schon lange, daß es für ihn nur eins gibt: die Anbetung des Goldes. Sie beschäftigt ihn Tag und Nacht, und er bleibt nur bei mir, weil ich es in unerschöpflicher Menge herbeischaffen kann.

Im Jahr 1903 hatte ich genug zusammengerafft, um den

höchsten Wolkenkratzer New Yorks, den E. M. Tower, auf einem freien Grundstück in der Park Row erbauen zu lassen. Er wurde 1904 fertiggestellt: vierzig Geschosse aus Stahl, Beton, Granit und Glas. Und das wirklich Erfreuliche daran ist, daß die Vermietung der siebenunddreißig Stockwerke unter mir die Baukosten gedeckt hat, während der Wert des Gebäudes seither um das Doppelte gestiegen ist. Von den restlichen Geschossen enthält eines die Büros der Angestellten meiner Firma, die durch Telefon und Börsenfernenschreiber mit den Märkten verbunden sind; das nächste darüber wird zur Hälfte von Darius' Apartment und zur Hälfte vom Konferenzraum des Verwaltungsrats eingenommen; und über allem befindet sich mein eigenes Penthouse mit seiner Hochterrasse, von der aus ich alles sehen kann und die zugleich garantiert, daß ich selbst unsichtbar bleibe.

Also... mein Käfig auf Rädern, meine finsternen Keller haben sich in diesen Adlerhorst am Himmel verwandelt, in dem ich mich unmaskiert bewegen kann. Und von dort aus kann ich auch das glänzende Dach des einzigen Luxusbauwerks sehen, das ich mir gegönnt habe - meines einzigen Projekts, das nicht dazu dient, mehr Geld zu scheffeln, sondern meine Rachegeißt zu befriedigen.

In weiter Ferne steht in der West 43th Street das kürzlich fertiggestellte Manhattan Opera House, ein Konkurrenzbau, der die Metropolitan mit ihrer Arroganz ausstechen wird. Als ich nach New York kam, wollte ich wieder Opern hören, aber dazu hätte ich natürlich in der Met eine Loge mit Vorhängen gebraucht. Der dortige Ausschuß, der von Mrs. Astor und ihren Freunden aus der Prominentenliste, den verdammenswerten Four Hundred, beherrscht wird, verlangte mein persönliches Erscheinen zu einem Vorstellungsgespräch. Das war natürlich nicht möglich. Ich schickte Darius hin, aber sie weigerten sich, ihn als meinen Stellvertreter zu akzeptieren, sondern bestanden darauf, mich persönlich kennenzulernen. Für diese Beleidigung

werden sie teuer bezahlen, denn ich habe einen weiteren Opernliebhaber gefunden, der ebenfalls abgewiesen worden ist. Oscar Hammerstein, der bereits ein Opernhaus eröffnet und damit Pleite gegangen ist, war dabei, ein neues zu finanzieren und zu errichten. Ich wurde sein stiller Teilhaber. Unser Manhattan Opera House wird im Dezember eröffnet werden und die Met in den Schatten stellen. Dafür ist uns nichts zu teuer. Der große Bonci wird einer der Stars sein, aber vor allem wird die Melba, ja *die* Melba, kommen und singen. Hammerstein hält sich in diesem Augenblick in Garniers Grand Hotel am Boulevard des Capucines in Paris auf und gibt mein Geld dafür aus, sie nach New York zu locken.

Ein nie dagewesener Erfolg. Ich werde diese Snobs - die Vanderbilts, Rockefellers, Whitneys, Goulds, Astors und Morgans - im Staub kriechen lassen, bevor ich ihnen gestatte, die große Melba singen zu hören.

Was den Rest der Menschheit betrifft, blicke ich in die Ferne und nach unten. Ja, und zurück. Ein Leben voller Qualen und Zurückweisungen, voller Angst und Haß: Ihr haßt mich, und ich hasse euch. Nur ein Mensch hat mir Freundlichkeit und Güte erwiesen, hat mich aus einem Käfig befreit, in einen Keller und dann auf ein Schiff gebracht, als alle anderen mich wie einen Fuchs gejagt haben, - eine Frau, die zu mir wie eine Mutter gewesen ist.

Und eine andere, die ich geliebt habe, aber die meine Liebe nicht erwidern konnte. Du verabscheust mich auch dafür, Menschheit? Weil ich eine Frau nicht dazu bringen konnte, mich als Mann zu lieben? Aber es hat einen Augenblick, einen kurzen Moment gegeben - wie für Chestertons Esel >eine weit wildere und süße Stunde< -, in dem ich geglaubt habe, vielleicht geliebt zu werden... Asche, Schlacke, nichts. Es soll nicht sein. Niemals. Deshalb bleibt mir nur jene andere Liebe: meine Ergebenheit für den Meister, der mich nie im Stich gelassen hat - und ihn werde ich mein ganzes Leben anbeten.

3

Die Verzweiflung des Armand Dufour

*Broadway, New York City,
Oktober 1906*

Ich hasse diese Stadt. Ich hätte niemals herkommen sollen. Weshalb um Himmels willen bin ich hergekommen? Auf Bitten einer Frau, die in Paris gestorben ist und nach allem, was ich weiß, auch geistesgestört gewesen sein könnte. Und natürlich wegen des Beutels mit Napoleons d'or. Aber selbst den hätte ich nie nehmen sollen.

Wo ist dieser Mann, dem ich einen vermutlich sinnlosen Brief übergeben soll? Pater Sebastien konnte mir nur sagen, er sei grausig entstellt und müsse deshalb auffallen. Aber das Gegenteil ist der Fall; er ist unsichtbar.

In mir wächst von Tag zu Tag die Gewißheit, daß er hier niemals angekommen ist. Bestimmt haben die Beamten der Einwanderungsbehörde auf Ellis Island ihm die Einreise verweigert. Ich bin dort gewesen welch ein Chaos! Alle Armen und Entrechtern dieser Welt scheinen nach Amerika zu strömen, und die meisten von ihnen bleiben gleich in dieser schrecklichen Stadt. Ich habe noch nie so viele Elendsgestalten gesehen: Kolonnen erbärmlicher Flüchtlinge, übelriechend, nach der Überfahrt in stinkenden Zwischendecks von Läusen befallen, zerlumpte Bündel mit ihrer gesamten Habe umklammernd, in endlosen Reihen durch diese kahlen Gebäude auf dieser tristen Insel schlurfend. Über ihnen allen ragt auf der anderen Insel die Statue auf, die wir ihnen geschenkt haben. Die Frau mit der Fackel. Es wäre

vernünftiger gewesen, man hätte Bartholdi aufgefordert, seine verdammte Statue in Frankreich zu lassen und den Yankees statt dessen etwas Nützlicheres zu schenken. Vielleicht eine komplette Ausgabe des Dictionnaire Larousse, damit sie eine zivilisierte Sprache hätten lernen können.

Aber nein, wir mußten ihnen etwas Symbolisches zum Präsent machen. Jetzt haben sie es in einen Magneten verwandelt, der alle menschlichen Wracks in Europa und weit darüber hinaus anzieht, die auf der Suche nach einem besseren Leben sind. *Quelle blague!* Sie sind verrückt, diese Yankees. Wie können sie jemals hoffen, eine Nation zu werden, indem sie solche Leute ins Land lassen? Die Ausgestoßenen aller Weltgegenden zwischen Bantry Bay und Brest-Litowsk, zwischen Trondheim und Taormina. Was erwarten sie sich davon? Daß eines Tages aus diesem Pöbel eine reiche und mächtige Nation entsteht?

Ich habe den Leiter der Einwanderungsbehörde aufgesucht. Zum Glück hatte er einen Mann an der Hand, der Französisch sprach. Er sagte, obwohl man nur wenige abweise, würden erkennbar Schwerkranke oder Verkrüppelte nicht ins Land gelassen, so daß der Gesuchte wahrscheinlich zu dieser Gruppe gehört habe. Selbst wenn er hereingekommen wäre, sind seit damals zwölf Jahre vergangen. Er könnte sich überall in diesem Land aufhalten, das sich von Osten nach Westen über fünftausend Kilometer weit erstreckt.

Also wandte ich mich an die hiesige Stadtverwaltung, die mir jedoch erklärte, in New York gäbe es fünf Stadtbezirke und praktisch keine Meldeunterlagen. Der Mann könne ebensogut in Brooklyn, Queens, Bronx oder Staten Island leben. Also bleibt mir nichts anderes übrig, als hier auf Manhattan Island weiter nach diesem Justizflüchtling zu fahnden. Welche Aufgabe für einen anständigen Franzosen!

Im Rathaus habe ich Unterlagen eingesehen, in denen ein Dutzend Mühlheims aufgeführt sind, und ich bin bei allen

gewesen. Wäre sein Name Smith, würde ich jetzt wieder heimreisen. Hier gibt es sogar viele Telefone und ein Verzeichnis ihrer Besitzer, aber keiner von ihnen heißt Erik Mühlheim. Ich habe auch bei der Steuerbehörde nachgefragt, aber die bezeichnete ihre Unterlagen als vertraulich und wollte nicht damit herausrücken.

Die Polizei war entgegenkommender. Ich habe einen irischen Sergeanten gefunden, der mir erklärt hat, gegen eine Gebühr seien Nachforschungen möglich. Ich weiß verdammt genau, daß er diese ›Gebühr‹ selbst eingesteckt hat. Aber er ist losgezogen und mit der Auskunft zurückgekommen, kein Mühlheim habe jemals Schwierigkeiten mit der Polizei gehabt, aber wenn mir damit geholfen wäre, könnte er mir ein halbes Dutzend Müllers nennen. Dummkopf.

Draußen auf Long Island gibt's einen Zirkus, den ich besucht habe. Wieder eine Pleite. Ich bin auch in dem großen Krankenhaus gewesen, das Bellevue heißt, aber es besitzt keine Unterlagen darüber, daß ein so entstellter junger Mann jemals dort behandelt worden wäre. Ich habe keine Ahnung, wohin ich mich noch wenden könnte.

Ich logiere in einem bescheidenen Hotel in einer der kleinen Straßen hinter diesem großen Boulevard. Ich esse ihre schrecklichen Schmorgerichte und trinke ihr scheußliches Bier. Ich schlafe in einem schmalen Bett und wünsche mir, ich wäre wieder in meiner Wohnung auf der Île-St-Louis - warm und behaglich und an den hübschen dicken Hintern von Madame Dufour geschmiegt. Es wird kälter und das Geld allmählich knapp. Ich möchte in mein geliebtes Paris zurück, in eine zivilisierte Stadt, in der die Leute gehen, statt überallhin zu rennen, in der die Kutscher in gemächlichem Tempo traben, statt wie Verrückte zu rasen, und die Straßenbahnen keine Gefahr für Leib und Leben darstellen.

Noch schlimmer wird alles dadurch, daß ich geglaubt habe, einige Worte in der perfiden Sprache Shakespeares sprechen zu

können, denn ich habe die englischen Mylords, die zu uns herüberkommen, um ihre Pferde in Auteuil und Chantilly Rennen laufen zu lassen, gesehen und gehört. Aber hier sprechen die Leute durch die Nase und sehr, sehr schnell.

Gestern habe ich in dieser Straße einen italienischen Coffee Shop entdeckt, in dem guter Mokka und sogar Chianti serviert werden. Natürlich ist es kein Bordeaux, aber besser als dieses harntreibende Yankee-Bier. Ah, jetzt sehe ich ihn schon auf der anderen Seite dieser nur unter Lebensgefahr zu überquerenden Straße. Ich werde einen guten starken Kaffee trinken, um meine Nerven zu beruhigen, und dann zurückkommen und meine Passage nach Frankreich buchen.

4

Glück für Cholly Bloom

*Louie's Bar, Fifth Avenue und 28th Street,
New York City, Oktober 1906*

Glaubt mir, Jungs, es gibt Zeiten, da hat man als Reporter in der schnellebigsten, betriebsamsten Stadt der Welt den großartigsten Job der Welt. Okay, wir wissen alle, daß man sich manchmal stunden- oder tagelang die Hacken abläuft und zuletzt mit leeren Händen dasteht: Hinweise, die wertlos sind, Interviews, die man nicht bekommt, keine Story. Hab' ich recht? Barney, bringst du uns noch 'ne Runde Bier?

Jup, es gibt Zeiten, in denen nichts passiert: kein Skandal in der Stadtverwaltung (natürlich nicht allzuoft), keine Prominententscheidung, keine Leichenfunde bei Tagesanbruch im Central Park. Das Leben verliert seinen Glanz. Dann denkt man sich: Was tue ich hier eigentlich, wofür vergeude ich meine Zeit, vielleicht hätte ich lieber Dads Geschäft für Herrenmoden übernehmen sollen. Dieses Gefühl kennen wir alle.

Aber genau das ist der Punkt. Es macht das Leben besser, als in Poughkeepsie Herrenhosen zu verkaufen. Plötzlich taucht etwas auf, und wenn man clever ist, hat man eine große Story. Ist mir gestern passiert. Muß ich euch unbedingt erzählen. Danke, Barney.

Ich bin in diesem Coffee Shop gewesen. Ihr kennt Fellini's? Broadway und Twenty-Sixth. Ein schlimmer Tag. Hab' den größten Teil damit verbracht, eine neue Spur wegen der Morde im Central Park zu verfolgen, aber dabei ist nichts

rausgekommen. Das Büro des Oberbürgermeisters setzt dem Bureau of Detectives zu, dessen Leute keine Neuigkeiten haben und daher schlecht gelaunt sind und nichts von sich geben, was sich zu drucken lohnte. Ich mache mich also darauf gefaßt, in die Lokalredaktion zurückzugehen und zugeben zu müssen, daß ich nichts habe, was auch nur 'ne einzöllige Spalte füllen könnte. Also beschließe ich, daß ich kurz einkehre und einen von Papa Fellinis Eisbechern mit Waffeln und Früchten essen werde. Mit reichlich Ahornsirup. Kennt ihr den? Der baut einen richtig auf.

Der Laden ist ziemlich voll. Ich setz' mich in die letzte freie Nische. Zehn Minuten später kommt ein Kerl rein, der so elend wie die Sünde aussieht. Er schaut sich um, stellt fest, daß ich eine Nische für mich allein habe, und kommt rüber. Sehr höflich. Verbeugt sich. Ich nicke. Er sagt etwas in einer ausländischen Sprache. Ich deute auf den freien Stuhl. Er setzt sich und bestellt einen Kaffee. Nur spricht er ihn nicht *Coffee* aus, sondern sagt *Kaffay*. Der Kellner ist Italiener, daher macht ihm das nichts aus. Aber ich vermute, daß dieser Kerl Franzose ist.

Warum? Er sieht einfach wie ein Franzose aus. Als höflicher Mensch begrüße ich ihn also. Und wie? Auf französisch.

Ob ich Französisch kann? Ist der Oberrabbiner Jude? Okay, schon gut, ein bißchen Französisch. Also sage ich zu ihm: »Bonjewer, Monsewer.« Ich versuche bloß, ein höflicher New Yorker zu sein.

Nun, daraufhin dreht der Frenchie durch. Er überschüttet mich mit einem Schwall Französisch, von dem ich kein Wort verstehe. Und er ist verzweifelt, den Tränen nahe. Greift in seine Tasche und zieht einen Brief heraus - höchst wichtig aussehend, mit Wachs über der Verschlußklappe und einer Art Siegel. Schwenkt ihn vor meiner Nase.

Vorerst versuche ich noch immer, zu einem Touristen, der

Schwierigkeiten zu haben scheint, nett zu sein. Die Versuchung ist groß, die Eiscreme aufzuessen, ein paar Dime auf den Tisch zu werfen und abzuhauen. Aber statt dessen denke ich, hol's der Teufel, vielleicht kannst du diesem Kerl helfen, der einen schlimmeren Tag hinter sich zu haben scheint als du selbst, was einiges bedeutet. Also rufe ich Papa Fellini her und frage ihn, ob er Französisch kann. Keine Chance. Nur Italienisch oder Englisch - und auch das Englisch nur mit sizilianischem Akzent. Dann überlege ich mir: Wer spricht denn hier in der Nähe Französisch?

Ihr an meiner Stelle hättet mit den Schultern gezuckt und wärt gegangen, stimmt's, Jungs? Und ihr hättet was verpaßt. Aber ich bin Cholly Bloom, der Mann mit dem sechsten Sinn. Und was steht nur einen Block entfernt an der Twenty-Sixth und Fifth? Delmonico's. Und wer führt Delmonico's? Klar, Charlie Delmonico. Und wo stammt die Familie Delmonico her? Okay, aus der Schweiz, aber dort drüben können sie alle Sprachen, und obwohl Charlie in den Staaten geboren ist, schätze ich, daß er ein bißchen Französisch kann.

Also bugsiere ich den Frenchie dort raus, und zehn Minuten später stehen wir vor dem berühmtesten Restaurant der Vereinigten Staaten. Seid ihr schon mal drin gewesen, Jungs? Nein? Nun, dann habt ihr echt was verpaßt! Poliertes Mahagoni, pflaumenfarbener Samt, Tischlampen aus Messing massiv, höchst elegant. Und teuer. Für mich viel zu teuer. Und schon kommt uns Charlie D. entgegen, der das genau weiß. Aber das ist das Kennzeichen eines großen Restaurants, stimmt's? Perfekte Manieren, selbst einem Tramp von der Straße gegenüber. Er verbeugt sich und fragt, wie er uns behilflich sein kann. Ich erkläre ihm, daß ich diesen Frenchie aus Paris kennengelernt habe, der ein größeres Problem mit einem Brief zu haben scheint, das ich aber nicht versteh'e.

Nun, Mr. D. stellt dem Franzosen eine höfliche Frage - natürlich auf französisch -, und der Kerl legt wieder wie ein

Maschinengewehr los und deutet auf seinen Brief. Ich verstehe kein Wort, deshalb sehe ich mich ein bißchen um. Fünf Tische entfernt sitzt Wette-'ne-Million-Gates und arbeitet sich durch die gesamte Speisekarte, vom Datum bis zum Zahnstocher. Gleich dahinter sitzt Diamond Jim Brady bei einem frühen Dinner mit Lillian Rüssel, in deren Dekollete man die >SS-Majestic< versenken könnte. Wißt ihr übrigens, wie Diamond Jim ißt? Ich hab's schon gehört, aber nie glauben wollen, bis ich's gestern abend mit eigenen Augen gesehen habe. Er nimmt auf seinem Stuhl Platz und mißt genau fünf Zoll, nicht mehr und nicht weniger, zwischen Magen und Tischkante ab. Danach bewegt er sich nicht mehr, sondern ißt und ißt, bis sein Bauch den Tisch berührt.

Inzwischen ist Charlie D. fertig. Er erklärt mir, daß der Frenchie ein Monsewer Armand Dufour ist, ein Anwalt aus Paris, der mit einem höchst wichtigen Auftrag nach New York gekommen ist. Er muß den Brief einer Sterbenden einem gewissen Erik Mühlheim überbringen, der möglicherweise in New York wohnt oder auch nicht. Er hat alles versucht, um ihn ausfindig zu machen - bisher jedoch ergebnislos. Vorerst muß auch ich passen. Von einem Kerl dieses Namens habe ich noch nie gehört.

Aber Charlie D. streicht sich über seinen Bart, als denke er angestrengt nach, dann sagt er: »Mr. Bloom« - ganz förmlich - , »haben Sie schon einmal von der E.M. Corporation gehört?«

Also, frage ich euch, ist der Papst katholisch? Natürlich habe ich von ihr gehört. Unglaublich reich und mächtig und völlig zugeknöpft. An mehr börsenorientierten Firmen beteiligt als jeder andere außer J. Pierpont Morgan, und niemand ist reicher als J. P. Um mich nicht übertreffen zu lassen, sage ich: »Klar, die hat ihren Sitz in E. M. Tower in der Park Row.«

»Richtig«, sagt Mr. D. »Nun, es wäre denkbar, daß die äußerst zurückhaltende Persönlichkeit an der Spitze der E. M. Corporation Mr. Mühlheim heißt.« Sagt jemand wie Charlie

Delmonico »es wäre denkbar«, heißt das, daß er etwas gehört hat, aber auf keinen Fall zitiert werden will. Zwei Minuten später sind wir wieder auf der Straße. Ich halte eine vorbeifahrende Droschke an, und wir traben downtown in Richtung Park Row.

Seht ihr jetzt, warum man als Reporter den besten Job in der ganzen Stadt haben kann, Jungs? Angefangen hat's damit, daß ich einem Frenchie, der ein Problem hatte, helfen wollte, und jetzt bietet sich mir die Chance, den menschenscheuesten Einsiedler New Yorks, den unsichtbaren Mann, persönlich zu treffen. Gelingt mir das? Bestellt mir noch ein Bier, dann erzähl ich's euch.

Wir erreichen die Park Road und halten vor dem E. M. Tower. Mann, ist der hoch! Er ist riesig, und seine Spitze kratzt fast an den Wolken. Alle Büros sind geschlossen, weil's inzwischen dunkel ist, aber die Eingangshalle ist erleuchtet und mit einem Pförtner besetzt. Also klinge ich. Er kommt, um zu fragen, was wir wünschen. Ich sag's ihm. Er läßt uns in die Eingangshalle und ruft jemanden übers Haustelefon an. Es muß das Haustelefon sein, weil er kein Amt verlangt. Dann spricht er mit jemandem und hört zu. Dann will er, daß wir den Brief dalassen, damit er weitergegeben werden kann.

Darauf lasse ich mich natürlich nicht ein. Bestellen Sie dem Gentleman oben, sage ich, daß Monsewer Dufour die weite Reise von Paris hierher gemacht und den Auftrag hat, diesen Brief persönlich zu übergeben. Der Pförtner gibt das weiter und drückt mir dann den Hörer in die Hand. Eine Stimme sagt: »Mit wem spreche ich?« Ich sage: »Charles Bloom, Esquire.« Und die Stimme erwidert: »Mit welchem Auftrag sind Sie hier?«

Aber ich habe nicht vor, der Stimme zu erzählen, daß ich von der Hearst Press komme. Ich habe bereits den Eindruck, daß das geradewegs zu einem Rausschmiß führen würde. Deshalb behaupte ich, daß ich die Pariser Anwaltskanzlei

Dufour und Partner in New York City vertrete. »Und mit welchem Auftrag sind Sie hier, Mr. Bloom?« fragt die Stimme, als käme sie geradewegs von der Großen Neufundlandbank. Also wiederhole ich, daß wir Mr. Erik Mühlheim einen höchst wichtigen Brief persönlich zu übergeben haben. »Hier wohnt niemand dieses Namens«, antwortet die Stimme, »aber wenn Sie den Brief beim Pförtner abgeben, sorge ich dafür, daß er seinen Empfänger erreicht.«

Nun, darauf lasse ich mich nicht ein, denn das ist gelogen. Wer weiß, vielleicht spreche ich sogar mit Mr. Unsichtbar persönlich. Also versuche ich's mit einem Bluff. »Richten Sie Mr. Mühlheim nur aus«, sage ich, »daß dieser Brief von...« - »Madame Giry«, sagt der Anwalt - »...von Madame Giry stammt«, wiederhole ich am Telefon. »Warten Sie«, sagt die Stimme. Wir warten wieder. Dann meldet der Mann sich erneut. »Fahren Sie mit dem Aufzug in den achtunddreißigsten Stock hinauf.«

Das tun wir. Seid ihr schon mal im achtunddreißigsten Stock gewesen, Jungs? Nein? Nun, das ist ein Erlebnis. Man ist in einem Käfig eingesperrt; um einen herum rattert die Maschinerie, und man fährt endlos himmelwärts. Und der kleine Kasten schwankt dabei. Irgendwann steht der Käfig, und ich öffne das Scherengitter, und wir steigen aus. Dort erwartet uns ein Mann - die Stimme, mit der ich gesprochen habe. »Ich bin Mr. Darius«, sagt er, »folgen Sie mir.«

Er führt uns in einen langen holzgetäfelten Raum mit einem Konferenztisch, auf dem schwere silberne Schreibgarnituren stehen. Dies ist offenbar der Raum, in dem Deals abgeschlossen, Konkurrenten zerschmettert, Schwache aufgekauft, Millionen verdient werden. Ein eleganter, im Stil der Alten Welt eingerichteter Raum. An den Wänden hängen Ölgemälde, und mir fällt eines an der Rückwand auf, das höher als die anderen hängt. Ein Mann mit breitkrempigem Hut, Schnurrbart, Spitzenkragen, lächelnd. »Darf ich den Brief

sehen?« fragt Darius und fixiert mich mit starrem Blick wie eine Kobra die Bisamratte. Okay, ich habe noch keine Kobra oder Bisamratte gesehen, aber ich kann sie mir vorstellen. Ich nicke Dufour zu, und er legt den Brief auf die polierte Tischplatte zwischen sich und Darius. Dieser Mann hat etwas Merkwürdiges an sich, bei dem sich mir alle Nackenhaare sträuben. Er besteht nur aus Schwarz und Weiß: schwarzer Gehrock, weißes Hemd, schwarze Krawatte. Gesicht weiß wie das Hemd, schmal, hager. Schwarzes Haar und pechschwarze Augen, die glitzern, aber nicht blinzeln. Habe ich Kobra gesagt? Kobra ist eine prima Beschreibung.

Hört jetzt gut zu, Jungs, denn was jetzt kommt, ist wichtig. Ich habe das Bedürfnis nach einer Zigarette, also zünde ich mir eine an. Aber das ist schlecht, ein ausgesprochener Fehler. Sowie das Zündholz aufflammt, schießt Darius auf mich zu. »Kein offenes Feuer, wenn ich bitten darf«, herrscht er mich an. »Machen Sie Ihre Zigarette aus!«

Also, ich stehe noch immer am Ende des Tischs in der Nähe der Ecktür. Hinter mir an der Wand steht ein halbmondförmiger Tisch mit einer Silberschale, die ein Aschenbecher sein könnte. Ich trete darauf zu, um die Kippe auszudrücken. Hinter der Schale steht ein großes Silbertablett schräg an die Wand gelehnt. Während ich meine Zigarette ausdrücke, sehe ich in das Tablett, das blank wie ein Spiegel ist. An der Rückwand des Raums hat das hoch aufgehängte Porträt des lächelnden Mannes sich verändert. Unter dem breitkrempigen Hut ist ein Gesicht zu erkennen, ja. Aber es ist eine Visage, bei deren Anblick selbst die Rough Riders aus ihren Sätteln kippen würden.

Unter dem Hut sehe ich eine Art Maske, die drei Viertel der Fläche bedeckt, die ein Gesicht einnehmen würde. Darunter ist eben noch die Hälfte eines schiefen, schmallippigen Mundes zu erkennen. Und unter der Maske hervor starren mich zwei Augen durchdringend an. Ich stoße einen Schrei aus, fahre

herum und zeige auf das Bild an der Wand. »Wer zum Teufel ist das?« rufe ich erschrocken.

»*Der lachende Kavalier* von Frans Hals«, antwortet Darius. »Leider nicht das Original, das in London hängt, aber eine sehr gute Kopie.«

Und tatsächlich ist der lachende Kerl wieder da mit Schnurrbart, Spitzenkragen und allem. Aber ich bin nicht verrückt, ich weiß, was ich gesehen habe. Jedenfalls streckt Darius eine Hand aus und nimmt den Brief an sich. »Ich kann Ihnen versichern«, sagt er, »daß Mr. Mühlheim diesen Brief binnen einer Stunde erhält.« Dann teilt er Dufour das gleiche auf französisch mit. Der Anwalt nickt. Wenn er zufrieden ist, kann ich nichts weiter unternehmen. Wir wenden uns ab, um zur Tür zu gehen. Bevor ich sie erreiche, fragt Darius mit rasierklingenscharfer Stimme: »Übrigens, Mr. Bloom, von welcher Zeitung kommen Sie gleich wieder?«

»*New York American*«, murmle ich. Dann sind wir draußen. Wieder unten auf der Straße, in einer Droschke, zum Broadway zurück. Ich setze den Frenchie ab, wo er aussteigen will, und fahre in die Redaktion. Ich hab' eine Story, stimmt's?

Falsch. Der Nachtredakteur sieht auf und sagt: »Cholly, du bist besoffen.“

»Ich bin waaaas? Ich hab' keinen Tropfen angerührt«, sage ich. Ich erzähle ihm meine Geschichte. Von Anfang bis Ende. Eine tolle Story, was? Aber er will nichts davon wissen. »Okay«, sagt er, »du hast einen französischen Anwalt kennengelernt, der einen Brief zuzustellen hatte, und hast ihm geholfen, das zu bewerkstelligen. Tolle Sache. Aber bitte keine Gespenster. Eben hat mich der Präsident der E. M. Corporation, ein gewisser Mr. Darius, angerufen und mir mitgeteilt, daß du heute abend bei ihm gewesen bist, ihm persönlich einen Brief übergeben hast und dann durchgedreht und irgendwas von Erscheinungen an den Wänden

herumgeschwafelt hast. Er ist für den Brief dankbar, hat aber gedroht, uns zu verklagen, wenn du seine Firma auch nur im geringsten in Mißkredit bringst. Übrigens haben die Bullen gerade den Mörder aus dem Central Park geschnappt. Auf frischer Tat ertappt. Fahr hin und mach dich nützlich.»

Also ist nicht ein Wort darüber gedruckt worden. Aber ich sage euch, Jungs, ich bin nicht verrückt, und ich bin nicht betrunken gewesen. Ich habe das Gesicht an der Wand wirklich gesehen. Hey, ihr trinkt hier mit dem einzigen Kerl in New York, der das Phantom von Manhattan jemals leibhaftig gesehen hat.

5

Die Trance des Darius

*The House of Hashish, Lower East Side,
Manhattan, New York City,
November 1906*

Ich spüre, wie der Rauch von mir Besitz ergreift, sanfter, verführerischer Rauch. Hinter geschlossenen Augen kann ich diesen schäbigen, heruntergekommenen Slum verlassen und allein durch die Tore der Erkenntnis ins Reich des Gottes eintreten, dem ich diene.

Der Rauch verzieht sich... der lange Flur mit Boden und Wänden aus massivem Gold. Oh, die Freuden des Goldes. Es zu berühren, zu liebkoszen, zu fühlen, zu besitzen. Und es ihm zu bringen, dem Gott des Goldes, der einzig wahren Gottheit.

Seit der Barbarenküste, wo ich ihm erstmals begegnet bin - ich, ein zu Höherem berufener Lustknabe, stets auf der Suche nach mehr Gold, das ich ihm bringen kann, und nach dem Rauch, der mich zu ihm führt...

Ich betrete den großen goldenen Saal, in dem die Schmelzöfen tosen und die goldenen Ströme frisch und endlos aus den Hähnen fließen... Wieder Rauch, der Rauch der Schmelzöfen, der sich mit dem in meinem Mund, meiner Kehle, meinem Blut, meinem Gehirn vermengt. Und aus diesem Rauch wird er wie jedesmal zu mir sprechen...

Er wird mir zuhören, mir mit seinem Rat beistehen, und er wird wie immer recht haben... Er ist jetzt hier, ich spüre seine Gegenwart... »Meister, großer Gott Mammon, ich liege vor dir auf den Knien. Ich habe dir in all diesen Jahren nach besten

Kräften gedient und meinen irdischen Arbeitgeber und all seine phantastischen Reichtümer vor deinen Thron gebracht. Ich bitte dich, mich anzuhören, denn ich bedarf deines Rats und Beistands.«

»Ich höre dich. Was bedrückt dich?«

»Der Mann, dem ich auf Erden diene... er hat sich auf eine Weise verändert, die ich nicht begreifen kann.«

»Erkläre dich näher.«

»Seit ich ihn kenne, seit ich den ersten Blick auf dieses grausige Gesicht geworfen habe, ist er nur von einem Gedanken besessen gewesen, den ich in jedem Stadium gefördert und genährt habe. In einer Welt, die ihm gegenüber immer feindselig eingestellt war, hat er nur Erfolg gesucht. Ich bin es gewesen, der diese Besessenheit kanalisiert und ihn so zu deinem Diener gemacht hat. Nicht wahr?«

»Du hast brillante Arbeit geleistet. Sein Reichtum wächst mit jedem Tag, und du sorgst dafür, daß er in meinen Diensten bleibt.«

»Aber in letzter Zeit, Meister, beschäftigt eine andere Besessenheit ihn mehr und mehr. Er vergeudet damit Zeit und - noch schlimmer - auch Geld. Er denkt nur an die Oper. Mit Opern ist kein Geld zu verdienen.«

»Das weiß ich. Eine unnütze Ausgabe. Wieviel von seinem Vermögen opfert er für diesen Fetisch?«

»Bisher nur einen winzigen Bruchteil. Aber ich fürchte, daß ihn das von dem Streben abbringt, dein Gold zu vermehren.«

»Hört er auf, Geld zu verdienen?«

»Ganz im Gegenteil. Auf diesem Gebiet ist alles beim alten. Die originellen Ideen, die großen Strategien, der außergewöhnliche Scharfsinn, der mir manchmal wie Hellseherei erscheint, sie alle sind unverändert da. In den Augen der Welt bin ich es, der die großen Übernahmen

durchführt, um durch Investitionen und Zusammenschlüsse ein ständig wachsendes Imperium zu schaffen. Ich bin es, der die Hilflosen und die Schwachen vernichtet und sich an ihrem Niedergang ergötzt. Ich bin es, der die Mieten in den Mietskasernen der Slums erhöht, der den Abriß von Wohnhäusern und Schulen anordnet, damit Fabriken und Rangierbahnhöfe entstehen können. Ich bin es, der die Stadtverwaltung besticht und erpreßt, um mir ihre Willfährigkeit zu sichern. Ich bin es, der Kauforders für große Aktienpakete aufstrebender Industrien im ganzen Land erteilt. Aber die Anweisungen kommen stets von ihm, die Kampagnen werden von ihm geplant, und er schreibt mir vor, was ich zu tun und zu sagen habe.«

»Und? Beginnt sein Urteilsvermögen nachzulassen?«

»Nein, Meister. Es ist so unfehlbar wie immer. Die Börse staunt über seine Kühnheit und seinen Weitblick, obwohl sie beides mir zuschreibt.«

»Wo liegt dann das Problem, Diener?«

»Ich frage mich, Meister, ob die Zeit gekommen ist, daß er abtritt und von mir beerbt wird.«

»Diener, du hast brillante Arbeit geleistet - aber nur, weil du auch meine Anweisungen befolgt hast. Du bist begabt, das stimmt, und dessen bist du dir stets bewußt gewesen und nur mir treu ergeben. Aber Erik Mühlheim ist mehr als das. Wo es um Gold geht, stößt man nur selten auf ein wahres Genie. Er ist eines und noch viel mehr. Allein durch seinen Haß gegen die Menschheit angestachelt und durch dich zu meinem Diener geworden, ist er nicht bloß ein Reichtümer anhäufendes Genie, sondern gegen Skrupel, Prinzipien, Barmherzigkeit, Mitgefühl, Mitleid und vor allem wie du gegen Liebe immun. Ein einmaliges menschliches Werkzeug. Eines Tages wird auch seine Zeit kommen, und ich werde dir vielleicht befehlen, sein Leben zu beenden. Dann sollst du natürlich erben. Alle Reiche

der Welt und ihre Herrlichkeit, wie ich es einst jenem anderen gegenüber ausgedrückt habe. Das bedeutet für dich heute ein Finanzimperium, das ganz Amerika umfaßt. Habe ich dich bisher jemals getäuscht?«

»Niemals, Meister.«

»Und hast du mich jemals verraten?«

»Niemals, Meister.«

»Nun, so sei es. Laß ihn noch einige Zeit gewähren. Erzähl mir mehr von dieser neuen Besessenheit und ihren Hintergründen.«

»Seine Bücherregale waren schon immer voll von Partituren und Büchern über Opern. Aber als ich dafür gesorgt habe, daß er in der Metropolitan niemals eine Privatloge mit Vorhängen, um sein Gesicht dahinter zu verstecken, bekommen würde, schien er das Interesse daran verloren zu haben. Jetzt hat er Millionen in ein neues Opernhaus gesteckt.«

»Bisher haben alle seine Investitionen gute Gewinne abgeworfen.«

»Gewiß, aber dieses Unternehmen ist ein sicheres Verlustgeschäft, auch wenn es weniger als ein Prozent seines Gesamtvermögens ausmacht. Und das ist noch nicht alles. Seine Stimmung hat sich geändert.«

»Wieso?«

»Das weiß ich nicht, Meister. Ich weiß nur, daß der Auslöser dafür ein geheimnisvoller Brief aus Paris, wo er früher gelebt hat, gewesen ist.«

»Erzähl mir mehr.«

»Zwei Männer sind zu uns gekommen. Der eine ein schäbiger kleiner Reporter einer New Yorker Zeitung, der aber nur der Führer gewesen ist. Der andere ein französischer Rechtsanwalt. Er besaß einen Brief. Ich hätte ihn aufgerissen, aber *er* hat mich nicht aus den Augen gelassen. Als die beiden

gegangen waren, ist er herunter gekommen und hat den Brief an sich genommen. Er hat sich an den Konferenztisch gesetzt und ihn gelesen. Ich habe so getan, als verließe ich den Raum, aber ich habe ihn durch einen Türspalt beobachtet. Als er aufgestanden ist, hat er wie verwandelt gewirkt.«

»Und seither?«

»Zuvor ist er lediglich der stille Teilhaber eines Mannes namens Hammerstein gewesen, des Erbauers und der treibenden Kraft bei der Errichtung des neuen Opernhauses. Hammerstein ist reich, aber er kann sich nicht mit *ihm* vergleichen. Erst Mühlheim hat genug Kapital zur Fertigstellung des Opernhauses eingebracht.

Aber sein Engagement hat sich seit dem Eintreffen des Briefs noch verstärkt. Er hatte Hammerstein bereits mit reichlich Geld nach Paris entsandt, damit er eine Sängerin namens Nellie Melba dazu überredet, nach New York zu kommen und im neuen Jahr als Star der neuen Oper aufzutreten. Jetzt hat er dringend nach Paris gekabelt und Hammerstein aufgetragen, eine weitere Primadonna, die Rivalin der Melba, eine französische Sängerin namens Christine de Chagny, zu verpflichten.

Er hat sich in die Programmgestaltung eingemischt, die zur Eröffnung geplante Oper von Bellini durch eine andere ersetzt und auf einer geänderten Besetzung bestanden. Und vor allem verbringt er seine Nächte damit, wie ein Verrückter zu schreiben...«

»Was zu schreiben?«

»Musik, Meister. Ich höre ihn im Penthouse über mir. Jeden Morgen liegen frisch beschriebene Notenblätter herum. Bis tief in die Nacht hinein spielt er auf der Orgel, die er in seinem Wohnzimmer stehen hat. Ich habe kein Ohr für Musik; sie bedeutet mir nichts, ein nichtssagendes Geräusch. Aber er komponiert dort oben etwas, wahrscheinlich schreibt er selbst

eine Oper. Erst gestern hat er das schnellste Paketboot an der Ostküste gechartert, um den bisher fertiggestellten Teil seines Werks eiligst nach Paris befördern zu lassen. Was soll ich tun?«

»Das ist alles Narretei, mein Diener, aber verhältnismäßig harmlos. Hat er noch mehr Geld in dieses vermaledeite Opernhaus gesteckt?«

»Nein, Meister, aber ich mache mir Sorgen um mein Erbe. Er hat mir schon vor langem versprochen, daß ich sein gesamtes Vermögen, seine abermillionen Dollar erben solle, falls ihm etwas zustößt. Jetzt fürchte ich, er könnte anderen Sinnes werden, könnte alles, was er besitzt, einer Stiftung zur Förderung der Oper, von der er wahrhaft besessen ist, vermachen.«

»Törichter Diener. Du bist sein Adoptivsohn, sein Alleinerbe, sein Nachfolger, der dazu bestimmt ist, sein Imperium zu übernehmen. Hat er dir das nicht versprochen? Oder genauer gesagt: Habe ich dir das nicht versprochen? Und kann ich besiegt werden?«

»Nein, Meister, du bist allmächtig, der einzige wahre Gott.«

»Dann beruhige dich. Aber ich will dir noch etwas sagen. Dies ist kein Ratschlag, sondern ein ausdrücklicher Befehl. Solltest du jemals erkennen, daß deinem Erbe eine reale Gefahr droht, beseitigst du diese unerbittlich und unverzüglich. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?«

»Ja, mein Meister. Und ich danke dir. Ich habe deine Befehle vernommen.«

6

Die Kolumne von Gaylord Spriggs

*Musikkritiker der New York Times,
November 1906*

Opernliebhabern in New York City und auch in der näheren Umgebung unserer großen Metropole habe ich eine frohe Botschaft zu verkünden. Ein Krieg ist ausgebrochen.

Nein, kein neuer Spanisch-Amerikanischer Krieg, in dem unser Präsident Teddy Roosevelt sich vor einigen Jahren bei San Juan Hill so ausgezeichnet hat, sondern ein Krieg in der Opernwelt unserer Stadt. Und weshalb sollte die Meldung von einem solchen Krieg eine gute Nachricht sein? Weil die Truppen die gegenwärtig besten Stimmen der Welt, die Munition Geld in ungeahnten Mengen und die Begünstigten wir, also alle Opernliebhaber, sein werden.

Aber lassen Sie mich mit den Worten des Herzkönigs in *Alice im Wunderland* - und die New Yorker Opernszene beginnt allmählich, mich an Lewis Carrolls vor kurzem erschienene Phantasiegeschichte zu erinnern - mit dem Anfang anfangen. Opernfreunde werden wissen, daß die Metropolitan Opera im Oktober 1883 mit einer festlichen Premiere von Gounods *Faust* eröffnet wurde und damit die New Yorker Oper auf Weltniveau brachte - auf eine Stufe mit Covent Garden und der Mailänder Scala.

Aber warum wurde dieses prächtige Haus mit dem größten Zuschauerraum der Welt, der dreitausendsiebenhundert Opernliebhabern Platz bietet, überhaupt erbaut? Weil die besonders Reichen und Glamourösen des New Yorker

Geldadels zutiefst gekränkt darüber waren, daß sie in der nun nicht mehr existierenden alten Academy of Music in der 14th Street keine Privatlogen mieten konnten.

Also taten sie sich zusammen, griffen tief in die Tasche und geben sich dem Operngenuß in der Form hin, die die Prominenten auf Mrs. Astors Liste der Four Hundred seit jeher gewöhnt sind. Und welche Genüsse die Met uns seit damals beschert hat und unter der meisterhaften Leitung von Mr. Heinrich Conreid noch heute beschert! Aber habe ich tatsächlich ›Krieg‹ gesagt? Das habe ich. Denn jetzt taucht ein neuer Lochinvar am Horizont auf, um die Met mit einer Phalanx atemberaubender Namen herauszufordern.

Nach einem früheren, fehlgeschlagenen Versuch, ein eigenes Opernhaus zu eröffnen, hat der Tabakmillionär und Theaterarchitekt Oscar Hammerstein soeben das prächtig ausgestattete Manhattan Opera House in der West 34th Street fertiggestellt. Gewiß, es ist kleiner, aber luxuriös mit bequemen Sesseln und süperber Akustik. Dem, was die Met an Quantität zu bieten hat, setzt es Qualität entgegen. Aber woher soll diese Qualität kommen? Nun, von keiner Geringeren als Dame Nellie Melba persönlich.

Ja, dies ist die erste gute Nachricht aus dem Opernkrieg. Dame Nellie, die sich stets standhaft weigerte, den Atlantik zu überqueren, hat sich angekündigt für eine Gage, die einem die Sprache verschlägt. Einer vertrauenswürdigen Quelle in Paris verdanke ich folgende Informationen über die Hintergründe dieser Meldung.

Seit nunmehr einem Monat macht Mr. Hammerstein der australischen Diva in ihrer Residenz in Garniers Grand Hotel - von demselben Genie erbaut wie die Pariser Oper, in der Dame Nellie schon so oft aufgetreten ist - immer wieder seine Aufwartung. Anfangs weigerte sie sich noch. Er bot ihr fünfzehnhundert Dollar pro Abend - man stelle sich das vor! Sie lehnte trotzdem ab. Er rief durchs Schlüsselloch ihres

Badezimmers, um sein Angebot nochmals zu erhöhen: auf zweitausendfünfhundert Dollar. Unglaublich. Dann auf dreitausend - in einem Haus, in dem Ballettänzerinnen fünfzehn Dollar pro Woche oder drei pro Vorstellung erhalten.

Schließlich drang er in ihren Privatsalon im Grand Hotel ein und begann, Tausendfrankenscheine über den Fußboden zu verstreuen. Trotz ihrer Proteste machte er weiter und stürmte dann hinaus. Als Dame Nellie das viele Geld zählte, kam sie auf hunderttausend französische Francs oder zwanzigtausend Dollar, die er auf dem Perserteppich zurückgelassen hatte. Meinen Informationen zufolge ist das Geld jetzt bei den Rothschilds in der Rue Lafitte deponiert, aber der Widerstand der Melba ist gebrochen. Sie kommt! Schließlich war sie früher einmal die Frau eines australischen Farmers und hat sicher einen Blick für schurreife Schafe.

Das allein schon würde ausreichen, um Herzinfarkte in dem Gebäude Ecke Broadway und 39th Street zu verursachen, über das Mr. Conreid herrscht. Aber es geht noch weiter. Denn Mr. Hammerstein hat keinen Geringeren als Alessandro Bonci, der seinem Rivalen Enrico Caruso in nichts nachsteht, für die Tenorpartie in der Eröffnungspremiere am dritten Dezember engagiert. Zur Unterstützung Signor Boncis stehen weitere große Namen wie Amadeo Bassi und Charles Dalmores ebenso auf der Besetzungsliste wie die Baritone Mario Ancona und Maurice Renard und die Sopranistin Emma Calve.

Man möchte meinen, daß nicht einmal Mr. Hammersteins Reichtum ausreicht, um ihm solche Extravaganz zu erlauben. Manch einer munkelt, hinter ihm müsse ein unsichtbarer Geldgeber stehen, der Anweisungen gebe, im Hintergrund die Fäden ziehe und notwendigerweise auch die Rechnungen begleiche. Aber wer ist dieser unsichtbare Zahlmeister, dieses Phantom von Manhattan? Wer er auch sein mag jetzt hat er sich in seinen Bemühungen, uns zu verwöhnen, selbst übertroffen. Denn wenn es einen Namen gibt, der auf Nellie

Melba wie ein rotes Tuch auf einen Stier wirkt, dann ist es der ihrer einzigen Rivalin, der jungen, atemberaubend schönen französischen Aristokratin Christine de Chagny, die in ganz Italien als La Divina bekannt ist.

Was, höre ich Sie schon entsetzt ausrufen, sie kommt doch nicht etwa auch? Doch, sie kommt. Und das ist ein Rätsel, ein zweifaches Rätsel.

Denn auch La Divina hat sich wie Dame Nellie Melba bisher stets geweigert, den Atlantik zu überqueren, weil ihr eine solche Reise als zu beschwerlich und zeitraubend erschien. Aus diesem Grund haben beide die Met noch nie mit ihrer Anwesenheit beehrt. Aber während Dame Nellie sich offenbar durch die von Mr. Hammerstein gebotene astronomische Summe hat umstimmen lassen, ist die Vicomtesse de Chagny für ihre völlige Unempfindlichkeit den Verlockungen des Geldes gegenüber bekannt.

Wenn Greenbacks der Grund für das Kommen der australischen Diva waren, durch welche Argumente hat sich dann die französische Aristokratin überzeugen lassen? Das wissen wir nicht - noch nicht.

Das zweite Rätsel gibt uns die plötzliche Änderung im Spielplan des neuen Manhattan Opera House auf. Bevor Mr. Hammerstein nach Paris reiste, um die berühmtesten Diven der Welt zu engagieren, hatte er angekündigt, das Haus am dritten Dezember mit einer Vorstellung von Bellinis *I Puritani* zu eröffnen.

Der Bau des Bühnenbildes hatte bereits begonnen, und die Programme waren beim Drucker in Auftrag gegeben. Nun höre ich, daß der unsichtbare Zahlmeister auf einer Änderung bestanden hat. *I Puritani* sind abgesetzt. Statt dessen eröffnet das Manhattan mit einer ganz neuen Oper eines unbekannten und sogar *anonymen* Komponisten. Das ist ein gewaltiges, noch nie dagewesenes Risiko. Wahrhaft erstaunlich!

Welche der beiden Primadonnen wird in diesem unbekannten neuen Werk den Hauptpart singen? Das können nicht beide zugleich. Welche wird als erste eintreffen? Welche wird mit Bonci unter der temperamentvollen Stabführung eines weiteren Stars, des Dirigenten Cleofonte Campanini, singen? Das können nicht beide zugleich. Wie wird die Metropolitan mit ihrer höchst riskanten Wahl von *Salome* zur Saisoneroeffnung zurückschlagen? Wie heißt dieses neue Werk, auf dessen Uraufführung das Manhattan zu seiner Eröffnung besteht? Wird es sich als grandioser Mißerfolg erweisen?

In New York gibt es genügend erstklassige Hotels, so daß die Primadonnen nicht unter dem gleichen Dach werden nächtigen müssen, aber was ist mit den Schnelldampfern? Frankreich besitzt zwei Luxusliner: »La Savoie« und »La Lorraine«. Unsere beiden Diven werden sie einfach unter sich aufteilen müssen. Oh, Opernfreunde, wie herrlich, in diesem Winter zu leben!

7

Unterricht für Pierre de Chagny

SS Lorraine, Long-Island-Sund

28. November 1906

Nun, was soll's heute sein, Pierre, mein Junge? Latein, denke ich.«

»Ach, müssen wir wirklich, Pater Joe? Wir laufen bald in New York ein. Der Kapitän hat's Maman beim Frühstück erzählt.«

»Aber vorläufig fahren wir noch an Long Island vorbei, und die Inselküste ist wirklich öde. Nichts zu sehen außer Nebel und Felsen. Genau der richtige Zeitpunkt, um uns etwas mit Cäsars Gallischem Krieg zu beschäftigen. Schlag dein Buch dort auf, wo wir aufgehört haben.«

»Ist diese alte Geschichte wichtig, Pater Joe?«

»Natürlich ist sie das.«

»Aber warum soll es wichtig sein, daß Cäsar in Britannien eingefallen ist?«

»Nun, wenn du ein römischer Legionär wärst, der in ein unbekanntes, von Wilden besiedeltes Land aufbricht, hättest du sie für wichtig gehalten. Und wenn du ein alter Brite wärst, der Männer mit dem römischen Adler den Strand heraufmarschieren sieht, hättest du sie auch für wichtig gehalten.«

»Aber ich bin kein römischer Legionär und erst recht kein alter Brite. Ich bin ein moderner Franzose.«

»Der mir anvertraut ist, Gott sei's geklagt, damit ich

versuche, ihm eine gute akademische und moralische Erziehung angedeihen zu lassen. Nun also zu Cäsars erster Invasion der Insel, die er nur als Britannia kannte. Fang oben auf der Seite an.«

»*Accidit ut eadem nocte luna esset plena.*«

»Gut. Übersetze.«

»Es fiel....nocte heißt Nacht... die Nacht sank herab?«

»Nein, die Nacht ist nicht herabgesunken. Es war schon Nacht. Er hat zum Himmel aufgesehen. Und *accidit* heißt »es geschah« - oder »es ereignete sich. Noch mal von vorn.«

»Es geschah, daß in derselben Nacht... äh... der Mond voll war?«

»Genau. Aber jetzt noch ein bißchen besser ausgedrückt.«

»Es geschah, daß in der gleichen Nacht Vollmond war.«

»In der Tat. Bei Cäsar hast du es leicht. Er war Soldat und schrieb in der klaren Sprache des Soldaten. Wenn wir zu Ovid, Horaz, Juvenal und Virgil kommen, mußt du härtere Nüsse knacken. Warum hat er *esset*, nicht *erat* gesagt?«

»Konjunktiv?«

»Richtig! Ein Element des Zweifels. Der Mond hätte nicht voll sein müssen, aber er war es zufällig. Deshalb der Konjunktiv. Mit dem Mond hat er Glück gehabt.«

»Wieso, Pater Joe?«

»Weil er nachts in ein fremdes Land eingefallen ist, mein Junge. Damals hat's noch keine Scheinwerfer gegeben. Keine Leuchttürme, damit man nicht an den Felsen zerschellte. Er mußte einen flachen Kiesstrand zwischen den Klippen finden. Dabei hat ihm der Mondschein geholfen.«

»Hat er auch Irland erobert?«

»Nein, das hat er nicht. Das alte Hibernia ist noch weitere zwölfhundert Jahre unabhängig geblieben, lange nachdem St.

Patrick uns das Christentum gebracht hatte. Und dann sind's nicht die Römer, sondern die Angelsachsen gewesen. Und du bist ein cleverer Bursche, der versucht, mich von Cäsars Gallischem Krieg abzulenken.«

»Aber können wir nicht über Irland reden, Pater Joe? Ich kenne jetzt schon fast ganz Europa, aber in Irland bin ich noch nie gewesen.«

»Ja, warum nicht? Cäsar kann morgen in Pevensey Beach an Land gehen. Was möchtest du wissen?«

»Stammen Sie aus einer reichen Familie? Haben Ihre Eltern ein Herrenhaus und große Ländereien wie meine gehabt?«

»Ganz sicher nicht, denn die meisten großen Güter haben Engländern oder Anglo-Iren gehört. Aber wir Kilfoyles können unseren Stammbaum bis in die Zeit vor der Eroberung zurückverfolgen. Und meine Leute sind nur arme Bauern gewesen.«

»Sind die meisten Iren arm?«

»Nun, die Leute auf dem Land besitzen ganz bestimmt keine silbernen Löffel. Die meisten sind kleine Pächter, die dem Land ihren Lebensunterhalt abringen. So ist's bei uns auch gewesen. Ich komme von einem kleinen Bauernhof außerhalb der Kleinstadt Mullingar. Mein Vater hat von früh bis abends auf dem Feld geschuftet. Wir sind neun Kinder gewesen; ich bin der Zweitälteste Sohn, und wir haben hauptsächlich von Kartoffeln und Rüben von den Feldern und von der Milch unserer beiden Kühe gelebt.«

»Aber Sie sind zur Schule gegangen, Pater Joe?«

»Natürlich bin ich das. Irland mag arm sein, aber dort gibt es massenhaft Heilige und Gelehrte, Dichter und Soldaten - und jetzt auch ein paar Priester. Den Iren geht es um Gottesfurcht und Bildung, in dieser Reihenfolge. Also haben wir alle die Dorfschule besucht, die von den Patres geführt wurde. Drei Meilen Schulweg mit bloßen Füßen und bei jedem Wetter. An

Sommerabenden und allen Feiertagen haben wir unserem Dad auf der Farm geholfen. Danach Hausaufgaben beim Schein einer einzigen Kerze, bis wir alle eingeschlafen sind: fünf von uns in einer Koje, und die vier Kleinen mit im Bett unserer Eltern.«

»*Mon dieu*, Sie haben keine zehn Schlafzimmer gehabt?«

»Hör zu, junger Mann, dein Zimmer im Château ist größer, als unser ganzer Hof gewesen ist. Du hast es besser, als du weißt.«

»Dann haben Sie's weit gebracht, Pater Joe.«

»Oh, das habe ich, und ich frage mich täglich, warum der Herr es so gut mit mir gemeint hat.«

»Sie haben also trotzdem eine Erziehung genossen.«

»Ja - und eine gute dazu. Sie ist uns mit Geduld, Liebe und dem Rohrstock eingetrichtert worden. Lesen und Schreiben, Rechnen und Latein, Geschichte, aber nicht viel Geographie, weil die Patres nie irgendwo gewesen waren und nicht damit rechneten, einmal in die Welt hinauszukommen.«

»Warum haben Sie sich entschieden, Priester zu werden, Pater Joe?«

»Nun, wir sind jeden Morgen vor der Schule in die Messe gegangen - und sonntags natürlich mit der Familie. Ich bin Ministrant gewesen, und etwas an der Messe hat mich zutiefst beeindruckt. Ich habe zu dem großen hölzernen Gekreuzigten über dem Altar aufgesehen und mir gesagt, wenn er das für mich getan hatte, sollte ich vielleicht versuchen, ihm nach besten Kräften zu dienen. Ich bin in der Schule gut gewesen, und als ich sie verlassen sollte, habe ich gefragt, ob es eine Möglichkeit gebe, in ein auswärtiges Priesterseminar einzutreten.

Ich wußte, daß mein älterer Bruder eines Tages den Hof übernehmen und dann um jeden froh sein würde, den er nicht

mit durchfüttern mußte. Und ich hatte Glück. Ich wurde mit einer Empfehlung von Pater Gabriel, dem Leiter unserer Schule, zu einem Vorstellungsgespräch nach Mullingar geschickt und fürs Priesterseminar in Kildare angenommen. Meilen von zu Hause entfernt. Ein richtiges Abenteuer.«

»Aber jetzt sind Sie mit uns in Paris und London, Sankt Petersburg und Berlin unterwegs.«

»Ja, aber das ist jetzt. Damals, mit fünfzehn Jahren, ist die Postkutsche nach Kildare ein großes Abenteuer gewesen. Ich habe die Aufnahmeprüfung bestanden, bin angenommen worden und habe viele Jahre studiert, bis es Zeit für die Priesterweihe war. Mein Jahrgang ist ziemlich groß gewesen, und der Kardinal ist persönlich aus Dublin gekommen, um uns alle zu weihen. Danach wollte ich mein Leben eigentlich als bescheidener Pfarrer irgendwo im Westen verbringen - vielleicht in einer abgeschiedenen kleinen Gemeinde in Connaught. Und ich hätte dieses Amt glücklich und dankbar akzeptiert.

Aber der Seminardirektor hat mich noch einmal rufen lassen. In seinem Büro saß ein Mann, den ich nicht kannte. Es war Bischof Delaney aus Clontarf, der einen Privatsekretär brauchte. Da man wußte, daß ich gut und flüssig schrieb, wurde dieser Posten mir angeboten. Nun, das war fast zu schön, um wahr zu sein. Ich war einundzwanzig und wurde eingeladen, in einem Bischofspalast zu leben und der Sekretär eines Mannes zu sein, der für eine ganze Diözese verantwortlich war.

Ich ging also zu Bischof Delaney, einem guten und frommen Mann, und lernte während meiner fünf Jahre in Clontarf viel dazu.«

»Warum sind Sie nicht dortgeblieben, Pater Joe?«

»Das wollte ich eigentlich - zumindest bis die Kirche eine andere Arbeit für mich gefunden hatte. Vielleicht eine Pfarrei

in Dublin, Cork oder Waterford. Aber dann ergab sich ein weiterer Zufall. Vor zehn Jahren kam der päpstliche Nuntius, der Gesandte des Papstes in Großbritannien, aus London herüber, um die irischen Provinzen zu besuchen, und verbrachte drei Tage in Clontarf. Er reiste mit großem Gefolge, dieser Kardinal Massini, zu dem auch Monsignore Eamonn Byrne vom Irischen Kolleg in Rom gehörte. Wir hatten ziemlich viel miteinander zu tun und verstanden uns recht gut. Es stellte sich heraus, daß unsere Geburtsorte nur zehn Meilen auseinanderliegen, aber Byrne war natürlich einige Jahre älter.

Der Kardinal reiste weiter, und ich dachte nicht mehr an seinen Besuch. Vier Wochen später kam ein Schreiben des Präfekten des Irischen Kollegs, in dem er mir einen Studienplatz anbot. Bischof Delaney ließ mich nur ungern ziehen, aber er erteilte mir seinen Segen und drängte mich, diese Chance zu ergreifen. Also packte ich meinen kleinen Koffer und fuhr mit dem Zug nach Dublin. Ich dachte, diese Stadt sei groß, bis die Fähre und ein weiterer Zug mich nach London brachten. Ich hatte noch nie eine Weltstadt gesehen und mir auch nicht vorstellen können, daß es eine so riesige und großartige Stadt überhaupt geben könnte.

Dann fuhr ich mit der Kanalfähre nach Frankreich und wiederum mit dem Zug nach Paris. Beim Anblick dieser Stadt gingen mir fast die Augen über. Dann brachte der letzte Zug mich über die Alpen und hinunter nach Rom.«

»Hat Rom Sie überrascht?«

»Erstaunt und überwältigt. Die ganze Vatikanstadt, die Sixtinische Kapelle, der Petersdom... Ich habe auf dem Petersplatz in der Menge gestanden, zu dem Balkon hinaufgesehen und den von Seiner Heiligkeit persönlich gesprochenen Segen Urbi et Orbi empfangen. Und ich habe mich gefragt, wie ein Junge von einem Kartoffelfeld außerhalb von Mullingar es jemals so weit hatte bringen können und so privilegiert sein konnte. Also schrieb ich meinen Eltern einen

langen Brief über alle meine Eindrücke und Erlebnisse, und sie zeigten den Brief im ganzen Dorf herum und wurden selbst Berühmtheiten.«

»Aber wie kommt's, daß Sie jetzt bei uns leben, Pater Joe?«

»Da hatte wohl wieder der Zufall seine Hand im Spiel, Pierre. Vor sechs Jahren kam deine Maman nach Rom, um dort zu singen. Ich war nie in der Oper gewesen, aber eines Abends brach einer der Sänger, ein Ire, nach einem Herzanfall hinter der Bühne zusammen. Jemand wurde losgeschickt, um schnell einen Priester zu holen, und ich hatte an diesem Abend Dienst. Ich konnte dem armen Mann nur noch die Letzte Ölung erteilen, aber deine Maman bestand darauf, daß er in ihre Garderobe gebracht wurde. Dort lernte ich sie kennen. Sie war sehr bekümmert. Ich versuchte, sie zu trösten, indem ich ihr erklärte, daß Gott niemals böswillig ist, selbst wenn er eines seiner Kinder zu sich nimmt. Ich hatte mich bemüht, Italienisch und Französisch zu lernen, deshalb sprachen wir französisch. Deine Maman war überrascht, daß jemand beide Sprachen und dazu noch Englisch und Gälisch beherrschte.

Damals machte ihr auch noch ein anderes Problem zu schaffen. Ihre Karriere führte sie durch ganz Europa - von Rußland bis Spanien, von London bis Wien. Dein Vater mußte sich wieder mehr um seine Besitzungen in der Normandie kümmern. Du warst damals sechs Jahre und ein wilder kleiner Junge, dessen Ausbildung durch die ständigen Reisen unterbrochen wurde, noch zu jung für ein Internat, was deine Maman ohnehin nicht wollte. Ich riet ihr, einen Hauslehrer zu engagieren, der überallhin mitreisen würde. Sie dachte darüber nach, als ich mich verabschiedete, um ins Kolleg zurückzukehren und mein Studium fortzusetzen.

Ihr Engagement in Rom dauerte eine Woche, und einen Tag vor ihrer Abreise wurde ich ins Büro des Präfekten gerufen - und dort saß deine Maman. Sie hatte offensichtlich großen Eindruck gemacht. Sie wollte mich als Hauslehrer für dich

einstellen, damit ich dich weiterbilde, für deine moralische Erziehung sorge und dir auch ein bißchen die Flausen austreibe. Ich war wie vor den Kopf geschlagen und versuchte, dankend abzulehnen.

Aber der Präfekt wischte meine Einwände vom Tisch und wies mich an, diese Aufgabe zu übernehmen. Da wir zu Gehorsam unseren Oberen gegenüber verpflichtet sind, waren die Würfel gefallen. Und wie du weißt, bin ich seither bei euch und bemühe mich, dir etwas Wissen einzutrichtern und zu verhindern, daß du ein gänzlicher Barbar wirst.«

»Tut Ihnen das manchmal leid, Pater Joe?«

»Nein, mein Junge. Denn dein Vater ist ein besserer Mann, als du meinst, und deine Maman ist eine wundervolle Frau mit außergewöhnlichem Talent, das Gott ihr geschenkt hat. Ich lebe natürlich zu gut und muß für diesen Luxus Buße tun, aber ich habe erstaunliche Dinge gesehen: atemberaubende Großstädte, weltberühmte Gemälde und Opern, die einen zu Tränen rühren - und das alles erlebe ich, ein Junge vom Kartoffelacker!«

»Ich bin froh, daß Maman Sie ausgesucht hat, Pater Joe.«

»Oh, vielen Dank, aber das wirst du bald nicht mehr sein, wenn wir mit Cäsars Gallischem Krieg weitermachen. Was wir jetzt tun sollten - aber da kommt gerade deine Mutter. Steh auf, mein Junge!«

»Was macht ihr beiden hier unten? Wir haben Kurs auf die Reede genommen, - die Sonne ist herausgekommen und hat den Nebel aufgelöst, und vom Bug aus sieht man ganz New York. Zieht euch warm an und kommt nach oben, um diesen grandiosen Anblick nicht zu versäumen, denn falls unser Schiff bei der Rückreise nachts ausläuft, bekommt ihr ihn nie wieder zu sehen.«

»Sehr wohl, Mylady, wir sind schon unterwegs. Anscheinend hast du wieder mal Glück, Pierre. Für heute ist

Schluß mit Cäsar.«

»Pater Joe?«

»Hmmm?«

»Erwarten uns in New York große Abenteuer?«

»Mehr als genug, denn der Kapitän hat mir erzählt, daß an der Pier ein riesiges Empfangskomitee auf uns wartet. Wir werden im Waldorf-Astoria wohnen, einem der größten und berühmtesten Hotels der Welt. In fünf Tagen wird deine Maman ein ganz neues Opernhaus eröffnen und eine Woche lang in der Hauptrolle auftreten. In dieser Zeit können wir ein wenig New York erkunden, die Sehenswürdigkeiten besichtigen, mit der neuen Hochbahn fahren, von der ich in einem in Le Havre gekauften Buch gelesen habe...«

Donnerwetter, sieh dir das an, Pierre! Ist das nicht ein phantastischer Anblick? Ozeanriesen und Schlepper, Frachter und Trampschiffe, Schoner und Raddampfer; wie um Himmels willen schaffen sie's bloß, sich nicht gegenseitig zu rammen? Und da steht sie dort drüben rechts. Die Lady mit der Fackel, die Freiheitsstatue persönlich. Oh, Pierre, wenn du wüßtest, wie viele Menschen auf der Flucht vor der Armut in der Alten Welt bei ihrem Anblick hoffen, daß nun ein besseres Leben für sie beginnt. Millionen von ihnen, darunter viele meiner eigenen Landsleute. Denn seit der großen Hungersnot vor fünfzig Jahren ist halb Irland nach New York ausgewandert - wie Vieh in Zwischendecks zusammengepfercht, in der eisigen Morgenkälte an Deck stehend, um die große Stadt näher kommen zu sehen und darum zu beten, daß man sie einreisen lassen würde.

Seither sind viele von ihnen ins Landesinnere weitergezogen, sogar bis zur kalifornischen Küste, um beim Aufbau dieser neuen Nation mitzuhelfen. Aber viele leben weiterhin in New York; hier gibt es mehr Iren als in Dublin, Cork und Belfast zusammen. Deshalb werde ich mich ganz wie zu Hause fühlen

und sogar ein Glas guten irischen Stout bekommen, den ich schon seit Jahren nicht mehr getrunken habe.

Ja, New York wird für uns alle ein großes Abenteuer, und nur Gott allein weiß, was wir hier erleben werden? Er wird es uns nicht verraten. Also müssen wir es selbst herausfinden. Jetzt wird's Zeit, daß wir hinuntergehen und uns für den Empfang umziehen. Unsere Meg bleibt bei deiner Mama, du weichst nicht von meiner Seite, bis wir sicher im Hotel sind.«

»Okay, Pater Joe. Das sagen die Amerikaner nämlich. Okay. Das habe ich in einem Reiseführer gelesen. Und Sie kümmern sich in New York um mich?«

»Natürlich, mein Junge. Tu' ich das nicht immer, wenn dein Papa nicht da ist? Beeil dich jetzt! Bester Anzug und beste Manieren.«

8

Der Bericht des Bernard Smith

*Schiffahrtskorrespondent des
New York American,
29. November 1906*

Falls es eines weiteren Beweises für die Entwicklung des großen Hafens New York zum größten Anziehungspunkt der Welt für die schönsten und luxuriösesten Fahrgastschiffe, die unsere Erde jemals gesehen hat, bedurfte hätte, ist dieser Beweis jetzt erbracht worden.

Vor nur zehn Jahren berührten kaum mehr als drei Luxusliner die Nordatlantikroute von Europa in die Neue Welt. Die Überfahrt war beschwerlich, und die meisten Reisenden bevorzugten die Sommermonate. Heute jedoch haben unsere Schlepper- und Leichterbesetzungen das ganze Jahr über alle Hände voll zu tun.

Die britische Inman Line bedient New York fahrplanmäßig mit ihrer »City of Paris«. Cunard macht ihr mit den neuen Fahrgastschiffen »Campania« und »Lucania« Konkurrenz, während die White Star Line ihre »Majestic« und »Teutonic« ins Rennen schickt.

Alle diese britischen Reedereien konkurrieren um das Privileg, die Reichen und Berühmten aus Europa herüberbringen zu dürfen, damit sie die Gastfreundschaft unserer großen Stadt genießen können.

Gestern war die Reihe an der Compagnie Generale Transatlantique aus dem französischen Le Havre, mit der »La Lorraine«, dem Schwesterschiff der ebenso luxuriösen »La

Savoie, ihr Kronjuwel zu entsenden, um es seinen reservierten Liegeplatz am Hudson River einnehmen zu lassen. Zu ihren Passagieren zählte nicht nur die Creme der französischen Gesellschaft, sondern auch eine ganz besondere Persönlichkeit.

So war es nicht verwunderlich, daß ab dem frühen Morgen, bevor das französische Schiff auch nur die Reede passiert und die Spitze von Battery Point umrundet hatte, zahllose private zwei- und vierrädrige Kutschen die North Canal Street und die Morton Street verstopften, als Schaulustige aus den Herrenhäusern einem Platz zustrebten, von dem aus sie unserer Besucherin nach New Yorker Art zujubeln konnten.

Und wer war sie? Nun, keine Geringere als Vicomtesse Christine de Chagny, nach Überzeugung vieler die größte Sopranistin der Welt - aber sagen Sie das nicht Dame Nellie Melba, die in zehn Tagen eintreffen soll!

Die Pier 42 der French Line prangte im bunten Schmuck amerikanischer und französischer Flaggen, als die Sonne durch die Wolken brach und der Nebel sich lichtete, um den Blick auf die ›Lorraine‹, deren Schlepper sich abmühten, sie mit dem Heck voraus an ihren Liegeplatz zu bugsieren, freizugeben.

Auf der Pier stand dichtgedrängt eine schaulustige Menge, als die ›Lorraine‹ uns mit einem dreimaligen lauten Tuten ihres Nebelhorns begrüßte und die kleineren Schiffe auf dem Hudson ihren Gruß auf gleiche Weise erwiderten. Am Ende der Pier stand ein mit der Trikolore und Old Glory geschmücktes Podium, auf dem Oberbürgermeister George B. McClellan Mme. de Chagny offiziell in New York begrüßen würde nur fünf Tage bevor sie in der Eröffnungsvorstellung des neuen Manhattan Opera House den Hauptpart singen wird.

Unterhalb des Podiums wogte ein Meer aus glänzenden Zylindern und eleganten Damen Hüten, als die halbe New Yorker Gesellschaft darauf wartete, einen Blick auf den eintreffenden Star werfen zu können. Auf den benachbarten

Piers kletterten Schauermänner und Hafenarbeiter, denen Wörter wie Opernhaus und Sopran bestimmt fremd waren, auf Kräne und Ladebäume, um ihre Neugier zu befriedigen. Schon bevor die ›Lorraine‹ ihre erste Trosse auf die Pier warf, waren alle Bauten entlang des Kais schwarz vor Menschen. Personal der French Line rollte einen langen roten Teppich vom Podest bis zur untersten Stufe der Gangway aus, sobald letztere in Position war.

Zollbeamte hasteten die Gangway hinauf, um die nötigen Formalitäten für die Diva und ihr Gefolge in der Ruhe ihrer Luxuskabine zu erledigen, während gleichzeitig der Oberbürgermeister mit gebührendem Pomp und Aufsehen, von einem Trupp Blauuniformierter eskortiert, am Ende der Pier eintraf. Er und die Honoratioren von Rathaus und Tammany Hall, die ihn begleiteten, wurden durch die Menge aufs Podium geleitet, während eine Polizeikapelle ›The Star-Spangled Banner‹ zu spielen begann. Alle Hüte wurden gelüftet, als der Oberbürgermeister und die Stadtväter ihre Plätze einnahmen - mit Blick auf Pier und Gangway.

Ich selbst hatte den abgetrennten Pressebereich zu ebener Erde gemieden und mir einen Fensterplatz im ersten Stock eines Lagerhauses am Ende der Pier gesichert, von dem aus ich die gesamte Szenerie überblicken konnte, um den Lesern des *American* um so besser schildern zu können, was sich dort unten abspielte.

An Bord der ›Lorraine‹ selbst blickten die Passagiere der ersten Klasse von den Oberdecks herab; sie hatten dort oben Plätze mit bester Aussicht, konnten aber nicht von Bord gehen, bis der offizielle Empfang vorüber war. Hinter den Bullaugen der Zwischendecks waren die Gesichter der weniger privilegierten Passagiere zu sehen, die nach oben starnten und zu erkennen versuchten, was auf der Pier vor sich ging.

Einige Minuten vor zehn Uhr entstand auf der ›Lorraine‹ ein kleiner Menschenauflauf, als der Kapitän und eine Gruppe von

Schiffsoffizieren eine einzelne Gestalt zur Gangway geleiteten. Nach herzlicher Verabschiedung von ihren Landsleuten verließ Mme. de Chagny auf der Gangway das Schiff, um erstmals in ihrem Leben amerikanischen Boden zu betreten. Begrüßt wurde sie von Mr. Oscar Hammerstein, dem Impresario sowie Besitzer und Leiter der Manhattan Opera, dessen unabirrbarer Zielstrebigkeit es gelungen ist, die Vicomtesse und Dame Nellie im Winter über den Atlantik zu locken, um hier zu singen.

Mit einer in unserer Gesellschaft seltener werdenden Geste aus der Alten Welt verbeugte er sich und küßte ihre ausgestreckte Hand. Darauf waren ein lautes »Ooooooh!« und ein paar Pfiffe von den auf die umstehenden Kräne gekletterten Arbeitern zu hören, die eher fröhlich als spöttisch gemeint waren, und Applaus begrüßte diese Geste - sie kam aus den Reihen der rund ums Podium gruppierten Zylinderträger.

Als Mme. de Chagny den roten Teppich erreichte, schritt sie an Mr. Hammersteins Arm die Pier entlang aufs Podium zu. Mit einem Charme, mit dem sie sich erfolgreich um Oberbürgermeister McClellans Posten bewerben könnte, winkte sie mit strahlendem Lächeln den auf Frachtkisten stehenden und an Kräne geklammerten Hafenarbeitern zu. Sie reagierten darauf mit noch mehr Pfiffen - diesmal als Zeichen höchster Anerkennung. Da keiner von ihnen sie jemals singen hören wird, kam diese Geste äußerst gut an.

Durch ein starkes Fernglas konnte ich die Lady von meinem Fenster im ersten Stock aus nah heranholen. Sie ist zweiunddreißig Jahre alt, sehr schön, schlank und graziös. Viele Opernfreunde haben sich schon gefragt, wie eine so herrliche Stimme in einem so zierlichen Körper stecken kann. Von den Schultern bis zu den Knöcheln war sie - denn trotz der Sonne lag die Temperatur einige Grade unter dem Gefrierpunkt - in einen taillierten Mantel aus burgunderrotem Samt mit Kordelverschlüssen und Nerzbesatz an Kragen, Manschetten

und Saum gehüllt, zu dem sie eine Mütze im Kosakenstil aus dem gleichen Pelz trug. Ihr Haar war zu einem straffen Nackenknoten geschlungen. Die modebewußten Damen unserer Stadt werden sich anstrengen müssen, um mithalten zu können, wenn diese Lady durch die Peacock Alley flaniert.

Hinter ihr konnte ich ihr bemerkenswert kleines und recht unauffälliges Gefolge erkennen: Mlle. Giry, ihre Kammerzofe und ehemalige Kollegin, zwei Sekretäre, die ihre Korrespondenz erledigen und ihre Reisen vorbereiten, ihr Sohn Pierre, ein hübsch aussehender Zwölfjähriger, und sein mitreisender Hauslehrer, ein irischer Geistlicher in schwarzer Soutane und mit breitkrempigem Hut, selbst noch jugendlich und mit breitem, freundlichem Lächeln.

Sobald die Lady auf dem Podium stand, schüttelte Oberbürgermeister McClellan ihr nach amerikanischer Art die Hand und begann seine offizielle Begrüßungsrede, die er in zehn Tagen für die australische Dame Nellie Melba wird wiederholen müssen. Aber falls jemand befürchtet haben sollte, Mme. de Chagny werde das Gesagte nicht verstehen, wurden diese Befürchtungen bald zerstreut. Sie brauchte keine Übersetzung, und als der Oberbürgermeister geendet hatte, trat sie an die Brüstung des Podiums und dankte allen sehr liebenswürdig in fließendem Englisch mit entzückendem französischem Akzent.

Was sie sagte, war überraschend und schmeichelhaft zugleich. Nachdem sie Oberbürgermeister und City of New York für den freundlichen Empfang gedankt hatte, bestätigte sie, sie sei für nur eine Woche herübergekommen, um zur Eröffnung des Manhattan Opera House zu singen, und das fragliche Werk sei eine ganz neue, noch nie aufgeführte Oper eines amerikanischen Komponisten.

Dann gab sie bisher unbekannte Einzelheiten preis. Die im Amerikanischen Bürgerkrieg spielende Oper mit dem Titel *The Angel of Shiloh* handle von dem Konflikt zwischen Pflicht und

Neigung, in den eine Südstaatschönheit durch ihre Liebe zu einem Offizier der Nordstaatenarmee gerate. Sie werde die Rolle der Eugenie Delarue singen. Sie fügte hinzu, sie habe Musik und Libretto in Paris in handschriftlicher Form gesehen, und allein die Schönheit dieses Werks habe sie dazu bewogen, andere Termine abzusagen und den Atlantik zu überqueren. Das war ein klarer Hinweis darauf, Geld habe bei ihrer Entscheidung keine Rolle gespielt - ein Seitenhieb gegen Dame Nellie Melba.

Die Hafenarbeiter auf den Kränen entlang der Pier, die geschwiegen hatten, während sie sprach, brachen nochmals in laute Jubelrufe aus, in die sich zahlreiche Pfiffe mischten, die ungehörig gewirkt hätten, wenn sie nicht so offenbar bewundernd gewesen wären. Sie winkte ihnen erneut zu und wandte sich dann ab, um auf der anderen Seite des Podiums in ihre bereitstehende Equipage zu steigen.

An diesem Punkt der bis dahin sorgfältig inszenierten und ohne Störung verlaufenen Zeremonie ereigneten sich zwei Vorfälle, die ganz entschieden nicht so geplant gewesen waren. Der erste war mysteriös und wurde nur von wenigen bemerkt; der zweite rief amüsiertes Gelächter hervor.

Aus irgendeinem Grund schweifte mein Blick während ihrer Ansprache von dem Podium unter mir ab, und ich entdeckte auf dem Dach eines großen Lagerhauses genau gegenüber eine seltsame Gestalt. Dort stand unbeweglich ein Mann, der auf die Szenerie auf der Pier hinunterstarrte. Er trug einen breitkrempigen Hut und war ansonsten in einen weiten Umhang gehüllt, der im Wind um seinen Körper flatterte. Diese einsame Gestalt, die sich hoch über uns befand und auf die Lady aus Frankreich hinabblickte, während sie sprach, hatte etwas Eigentümliches und vage Bedrohliches an sich. Wie war der Mann ungeschen dort hinaufgekommen? Was tat er dort oben? Warum stand er nicht in der übrigen Menge?

Ich stellte mein Fernglas scharf; er muß das Sonnenlicht auf

den Objektiven blitzen gesehen haben, denn er hob ruckartig den Kopf und starrte mich geradewegs an. Dabei sah ich, daß er vor dem Gesicht eine Maske trug, und hatte das Gefühl, er fixiere mich mit fast wütender Intensität einige Sekunden lang durch die Augenöffnungen. Ich hörte einzelne Rufe von Hafenarbeitern, die sich an den kalten Stahl der Kräne klammerten, und sah ausgestreckte Zeigefinger. Aber bis die Untenstehenden den Blick gehoben hatten, war er schon wieder verschwunden. Eben hatte er noch dagestanden, im nächsten Augenblick war das Dach leer. Es schien, als sei er nie dagewesen.

Wenige Sekunden später wurde das leichte Unbehagen, das diese Erscheinung ausgelöst haben mochte, durch stürmischen Beifall und lautes Gelächter von unten zerstreut. Mme. de Chagny hatte das Podium verlassen und näherte sich der Equipage mit livriertem Kutscher, die Mr. Hammerstein für sie hatte vorfahren lassen. Der Oberbürgermeister und die Stadtväter folgten ihr mit wenigen Schritten Abstand. Alle konnten sehen, daß zwischen der Lady und ihrem Wagen, jenseits des roten Teppichs, eine große Pfütze mit Schneematsch lag - offensichtlich ein Überbleibsel des gestrigen Schneefalls.

Feste Männerstiefel hätten damit kurzen Prozeß gemacht, aber das feine Schuhwerk einer französischen Aristokratin? Die Spitzen der New Yorker Stadtverwaltung machten halt und starrten dieses Hindernis betrübt, aber hilflos an. Dann sah ich einen jungen Mann über die Barriere des abgesperrten Pressebereichs springen. Er trug einen Wintermantel, hatte aber etwas über dem Arm, das sich bald als großes Abendcape herausstellen sollte. Dieses breitete er so schwungvoll aus, daß es den Schneematsch zwischen der Diva und der offenen Tür ihrer Equipage bedeckte. Die Lady schenkte ihm ein strahlendes Lächeln, trat auf das Cape und saß zwei Sekunden später in ihrer Equipage, deren Schlag von dem Kutscher

geschlossen wurde.

Der junge Mann hob sein nasses und schmutziges Cape auf und wechselte einige Worte mit der Lady, deren Gesicht von dem offenen Fenster eingerahmt wurde, bevor der Zweispänner losfuhr. Oberbürgermeister McClellan klopfte dem jungen Mann dankbar auf die Schulter, und als der edle Ritter sich abwandte, erkannte ich, daß er kein anderer als einer meiner jungen Kollegen von ebendieser Zeitung war.

Ende gut, alles gut, wie die Redensart lautet, und der New Yorker Empfang für die Lady aus Paris hat sehr gut geendet. Jetzt ist sie bestens in der schönsten Suite im Waldorf-Astoria untergebracht und kann fünf Tage lang proben und ihre Stimme schonen, bevor sie am dritten Dezember ihr zweifellos triumphales Debüt im Manhattan Opera House feiert.

Unterdessen, so vermute ich, wird ein bestimmter junger Kollege aus der Lokalredaktion jedem erklären, der es hören will, daß der Geist Sir Walter Raleighs keineswegs ausgestorben ist!

Die große Chance des Cholly Bloom

*Louie's Bar, Fifth Avenue und 28th Street,
New York City, 29. November 1906*

Hab' ich euch eigentlich schon mal gesagt, Jungs, daß man als Reporter in New York den großartigsten Job der Welt hat? Ja? Nun, entschuldigt bitte, aber ich werd's noch mal sagen. Ihr müßt's mir ohnehin nachsehen, weil ich einen ausgebe. Barney, können wir eine Runde Bier haben?

Natürlich muß man dabei Spürsinn, Energie und grenzenlosen Einfallsreichtum haben, und deshalb behaupte ich, daß dieser Job alles bietet. Nehmen wir doch mal gestern. Ist jemand von euch gestern morgen an Pier 42 gewesen? Ihr hättet hingehen sollen. Was für ein Schauspiel, was für ein Ereignis? Habt ihr heute morgen den Bericht im *American* gelesen? Freut mich für dich, Harry, wenigstens liest hier einer 'ne anständige Zeitung, auch wenn du bei der Post arbeitest.

Na ja, ich gebe zu, daß das nicht wirklich mein Job gewesen ist. Unser Spezialist für Schiffe ist dort gewesen, um über alles zu berichten. Ich hatte vormittags keinen Auftrag, bin aber trotzdem hingegangen und... Mann, war das eine Chance! Ihr Jungs hättet euren freien Morgen wahrscheinlich im Bett verbracht. Das versteh'e ich unter Energie: Man muß unterwegs und zur Stelle sein, wenn einem das Glück winkt. Wo war ich stehengeblieben? Ah, richtig.

Jemand hatte mir erzählt, daß das französische Passagierschiff *›Lorraine‹* an Pier 42 anlegt und diese französische Sängerin an Bord hat, die mir unbekannt war, in

der Opernwelt aber eine ganz große Nummer sein soll. Madame Christine de Chagny. Na ja, ich bin noch nie in der Oper gewesen, aber ich habe mir gedacht: Warum eigentlich nicht? Sie ist ein großer Star, niemand kommt für ein Interview an sie ran, also gehe ich einfach mal hin und seh' sie mir an. Außerdem hätte ich letztes Mal, als ich einem Frenchie aus der Patsche zu helfen versucht habe, beinahe einen großen Coup gelandet, was mir auch gegückt wäre, wenn unser Lokalredakteur nicht ein Schlemihl erster Klasse wäre. Habe ich euch davon eigentlich schon erzählt? Von meinem unheimlichen Erlebnis im E. M. Tower? Also, hört gut zu, diesmal wird's noch unheimlicher. Würde ich lügen? Ist der Mufti ein Moslem?

Ich bin also kurz nach neun zur Pier runtergegangen. Die ›Lorraine‹ hatte mit dem Heck voraus angelegt. Also noch reichlich Zeit, weil diese Anlegemanöver immer ewig dauern. Ich winke den Bullen mit meinem Presseausweis und schlendere zum Pressebereich hinüber. Die Sache verspricht interessant zu werden. Offenbar soll ein großer Empfang stattfinden - Oberbürgermeister McClellan, Stadtväter, Tammany Hall, reichlich Prominenz. Ich weiß, daß für die Berichterstattung über den ganzen Zirkus unser Hafenkorrespondent zuständig ist, den ich nach einiger Zeit an einem Fenster im ersten Stock mit besserer Aussicht entdecke.

Nun, als erstes werden die Nationalhymnen gespielt, dann kommt diese französische Lady die Pier entlang, und sie winkt der Menge zu, und die Leute finden sie wunderbar. Als nächstes die Reden, erst der Oberbürgermeister, dann die Lady, und danach verläßt sie das Podium, um in ihren Zweispänner zu steigen. Aber da gibt's ein Problem. Zwischen ihr und der Equipage liegt eine Pfütze voller Schneematsch, die der rote Teppich nicht mehr bedeckt.

Das hättet ihr sehen sollen, Jungs. Der Kutscher hat den Schlag so weit aufgerissen wie der Oberbürgermeister seine

Klappe. McClellan und der Opernmann Oscar Hammerstein, die rechts und links von der französischen Sängerin gehen, wissen nicht, was sie tun sollen.

In diesem Augenblick passiert etwas Seltsames. Ich werde von hinten leicht angerempelt, und dann legt mir jemand etwas über meinen Arm, der auf der Absperrung liegt. Wer immer das auch gewesen sein mag - er ist blitzschnell wieder verschwunden. Ich habe ihn nicht bewußt wahrgenommen. Aber über meinem Arm liegt ein altes Abendcape, modrig und zerschlissen, bestimmt kein Kleidungsstück, das man - falls überhaupt - um diese Tageszeit trägt oder dabeihat. Dann fällt mir ein, daß ich als Junge ein farbiges Bilderbuch mit dem Titel *Heroes Down The Ages* geschenkt bekommen habe. Eine der Geschichten hat von einem Kerl namens Raleigh gehandelt - den müssen sie wohl nach der Hauptstadt von North Carolina benannt haben. Jedenfalls hat er einmal sein Cape abgenommen und über eine Pfütze vor Königin Elisabeth von England gebreitet und dadurch Karriere gemacht.

Also denke ich: »Was Raleigh konnte, kann auch Mrs. Blooms kleiner Junge«, setze über die Absperrung des Pressebereichs und breite schwungvoll das Cape vor dieser Vicomtesse auf dem Schneematsch aus. Und ihr gefällt's! Sie tritt ohne zu zögern darauf und steigt in ihre Equipage. Als ich das durchnäßte Cape aufhebe, sehe ich, daß sie mir aus dem offenen Fenster zulächelt. Also denke ich mir: »Wer wagt...«, und trete an die Kutsche.

»Mylady«, sage ich, so muß man diese Leute nämlich anreden, »es heißt immer, es sei ganz unmöglich, ein Exklusivinterview von Ihnen zu bekommen. Ist das wirklich wahr?«

Das braucht man in diesem Beruf, Jungs: Spürsinn, Charme... oh, und natürlich gutes Aussehen. Was soll das heißen, daß ich auf jüdische Art ganz passabel aussehe? Ich bin unwiderstehlich. Jedenfalls ist sie eine sehr schöne Lady, die

meinen Blick mit schwachem Lächeln erwider, und ich weiß, daß Hammerstein im Hintergrund knurrt. Aber dann flüstert sie: »Heute abend um sieben Uhr in meiner Suite«, und das Fenster geht hoch. Das war's dann, und ich hab' das erste New Yorker Exklusivinterview mit ihr vereinbart.

Bin ich hingegangen? Natürlich bin ich hingegangen. Aber wartet, das ist noch nicht alles. Der Oberbürgermeister fordert mich auf, die Reinigung des Capes bei der chemischen Reinigung, die für seinen Amtssitz Mayoral Mansion arbeitet, auf seine Rechnung setzen zu lassen, und ich gehe recht zufrieden zum *American* zurück. Dort treffe ich Bernie Smith, unseren Hafenmann, und ratet mal, was er mir erzählt? Während die französische Lady sich bei McClellan für den Empfang bedankt hat, hat Bernie zufällig zu den gegenüberliegenden Lagerhäusern geschaut und was hat er dort gesehen? Einen Mann, der wie ein Racheengel allein am Dachrand gestanden und die Szene beobachtet hat. Bevor er weiterreden kann, sage ich zu Bernie: »Halt, kein Wort mehr! Er hat einen bis oben hin geschlossenen dunklen Umhang, einen breitkrempigen Hut und vor dem größten Teil seines Gesichts eine Art Maske getragen?«

Daraufhin fällt Bernie das Kinn herunter, und er fragt: »Woher zum Teufel weißt du das?« Nun, eins weiß ich sicher, daß ich im E. M. Tower keine Halluzinationen gehabt habe. In dieser Stadt gibt es tatsächlich ein Phantom, das niemals sein Gesicht sehen läßt. Mich interessiert, wer dieser Kerl ist, was er tut und warum er sich so für eine französische Opernsängerin interessiert. Hinter diese Story komme ich irgendwann noch. Oh, danke, Harry, sehr nett von dir, Prost! Wo war ich gleich wieder? Ah, richtig, bei meinem Interview mit der Pariser Diva.

Zehn vor sieben betrete ich also in meinem besten Anzug das Waldorf-Astoria, als gehöre der Laden mir. Mein Weg dorthin führt die Peacock Alley entlang, auf der die Damen der New

Yorker Gesellschaft flanieren, um zu sehen und gesehen zu werden. Wirklich großartig. An der Rezeption mustert der Chefportier mich von oben bis unten, als hätte ich mich hinten am Lieferanteneingang melden sollen.

»Ja?« sagt er. »Die Suite der Vicomtesse de Chagny, wenn Sie so freundlich sein wollen«, sage ich. »Ihre Ladyschaft empfängt nicht«, sagt der Livrierte. »Sagen Sie ihr, daß Mr. Charles Bloom in einem anderen Cape da ist«, sage ich. Zehn Sekunden am Telefon, dann verbeugt er sich, macht Kratzfüße und besteht darauf, mich persönlich hinaufzubegleiten. Zufällig begegnen wir in der Hotelhalle einem Pagen, der ein großes, als Geschenk verpacktes Paket in die Suite der Diva bringen soll. Also fahren wir gemeinsam in den neunten Stock hinauf.

Schon mal im Waldorf-Astoria gewesen, Jungs? Nun, imposant ist das richtige Wort dafür. Die Tür öffnet eine weitere Französin, die Kammerzofe der Lady: nett, hübsch, mit einem steifen Bein. Sie läßt mich eintreten, nimmt dem Pagen das Paket ab und führt mich in den Salon. Darin könnte man Baseball spielen, sage ich euch. Riesig. Gold, Plüscht, Wandteppiche, Vorhänge, alles wie in einem Palast. Die Kammerzofe sagt: »Madame zieht sich gerade zum Dinner um. Sie steht Ihnen gleich zur Verfügung. Bitte warten Sie hier.« Und ich setze mich auf einen Stuhl an der Wand.

In dem Raum ist außer mir nur ein Junge, der mir zunächst und lächelnd »Bonsoir« sagt, also lächle ich ebenfalls und sage »Hi!« Er vertieft sich wieder in ein Buch, während die Kammerzofe, die Meg zu heißen scheint, die an dem Geschenkpaket hängende Karte liest. Dann sagt sie: »Oh, das ist für dich, Pierre«, und nun erkenne ich den Jungen wieder. Er ist Madames Sohn, den ich vormittags in Begleitung eines Geistlichen auf der Pier gesehen habe. Er nimmt das Geschenk in Empfang und fängt an, es auszupacken, und Meg verschwindet durch die offene Schlafzimmertür. Ich höre die beiden dort drinnen kichern und lachen, aber sie reden

natürlich französisch, deshalb sehe ich mich einstweilen im Salon um.

Überall stehen Blumen: Sträuße vom Oberbürgermeister, von Hammerstein, vom Verwaltungsrat der Oper, von zahllosen Verehrern. Der Junge reißt das Geschenkpapier auf, unter dem ein Karton zum Vorschein kommt. Den öffnet er nun und zieht ein Spielzeug heraus. Da ich nichts anderes zu tun habe, sehe ich ihm dabei zu. Ein komisches Spielzeug für einen Zwölfjährigen, der bald dreizehn wird. Ein Baseballhandschuh, das könnte ich ja noch verstehn, aber ein Spielzeugaffe?

Und noch dazu ein höchst merkwürdiger Affe. Er sitzt auf einem Stuhl und hält mit ausgestreckten Armen zwei Messingbecken vor sich. Dann kapiere ich, daß das Ding ein mechanisches Spielzeug mit einem Schlüssel zum Aufziehen ist. Und wie sich zeigt, ist es auch eine Art Spieluhr, denn als der Junge es aufzieht, beginnen sich die Arme des Affen zu bewegen, als schläge er die Becken aneinander, während in seinem Inneren eine Melodie klimpert. Die erkenne ich problemlos: »Yankee Doodle Dandy«.

Nun fängt der Junge an, sich dafür zu interessieren, hält den Affen hoch, betrachtet ihn von allen Seiten und versucht rauszukriegen, wie er funktioniert. Als das Uhrwerk abläuft, zieht er's noch mal auf, und die Musik beginnt von neuem. Nach einiger Zeit beschäftigt er sich mit dem Rücken des Affen und hebt ein Stück Plüschfell hoch, unter dem eine kleine Abdeckplatte sichtbar wird. Dann kommt er zu mir herüber und spricht mich sehr höflich auf englisch an. »Haben Sie ein Taschenmesser, Monsewer?« fragt er. Natürlich habe ich eins. In unserem Beruf braucht man immer spitze Bleistifte. Also leihe ich ihm mein Messer. Aber statt damit den Affen aufzuschlitzen, benutzt er es als Schraubenzieher, um vier kleine Schrauben aus seinem Rücken rauszudrehen. Jetzt hat er den Mechanismus in seinem Inneren vor sich. Gleich ist das

Ding kaputt, denke ich. Aber der Junge hat Grips und will nur sehen, wie es funktioniert. Ich dagegen habe Mühe zu kapieren, wie ein Büchsenöffner geht.

»Sehr interessant«, sagt er und zeigt mir das Innere, das mir wie ein Durcheinander aus Zahnrädern, Stangen, Glöckchen, Scheiben und Federn erscheint. »Sehen Sie, mit dem Schlüssel wird eine Stahlfeder gespannt - wie in einer Uhr, nur größer und stärker.«

»Tatsächlich«, sage ich und wünsche mir bloß, er würde das Ding wieder zuschrauben und den ›Yankee Doodle‹ spielen, bis seine Mama soweit ist. Aber nein.

»Die in der Feder gespeicherte Kraft wird durch Zahnräder auf diesen Drehteller hier unten übertragen. Auf dem Teller liegt eine Metallscheibe mit aufgelöteten verschiedenen hohen Stiften.«

»Nun, das ist großartig«, sage ich. »Wie wär's, wenn du alles wieder zusammenschrauben würdest?« Aber er redet weiter und runzelt nachdenklich die Stirn, während er versucht, die Funktionsweise zu enträtseln. Dieser Junge versteht wahrscheinlich sogar Automotoren. »Dreht die mit Stiften besetzte Scheibe sich, hebt jeder Stift einen federbelasteten Stößel an, der dann freigegeben wird und beim Zurückschnellen eine dieser kleinen Glocken anschlägt. Die Glöckchen sind unterschiedlich gestimmt, deshalb muß die richtige Reihenfolge eine Melodie ergeben. Haben Sie schon mal ein Glockenspiel gesehen, M'sieur?«

»Ja, das kenne ich. Zwei oder drei Kerle stehen nebeneinander hinter einem langen Tisch auf Böcken mit verschiedenen Glocken. Sie ergreifen eine, lassen sie einmal erklingen und stellen sie wieder ab. Halten sie die richtige Reihenfolge ein, können sie so Musik machen.«

»Das ist das gleiche Prinzip«, sagt der Junge.

»Nun, das ist wunderbar«, sage ich. »Was ist, willst du das

Ding nicht wieder zusammenschrauben?« Aber nein, er will es gründlicher erforschen. Sekunden später hat er die Stiftscheibe herausgezogen und hält sie hoch. Sie hat etwa die Größe eines Silberdollars und ist dicht mit kleinen Stiften besetzt. »Sehen Sie, der Affe kann zwei Melodien spielen eine für jede Seite der Stiftscheibe.« Nur bin ich längst davon überzeugt, daß dieser Affe nie mehr spielen wird.

Aber er legt die Scheibe wieder hinein, stochert mit der Messerspitze im Inneren herum, um sich zu vergewissern, daß sich alles berührt, was sich berühren soll, und schraubt den Deckel wieder fest. Dann zieht er das Spielzeug auf, stellt es auf den Tisch und tritt zurück. Der Affe beginnt die Arme zu bewegen und wieder Musik zu machen. Diesmal spielt er eine Melodie, die ich nicht kenne. Aber jemand anders erkennt sie.

Im Schlafzimmer ist ein Aufschrei zu hören, und plötzlich steht die Sängerin in der Tür: in einem Spitzenneglige, mit aufgelöstem Haar und wie eine Million Dollar aussehend - bis auf ihren Gesichtsausdruck, der dem eines Menschen gleicht, der eben ein riesiges, sehr beängstigendes Gespenst gesehen hat. Sie starrt den weiterspielenden Affen an, stürmt durch den Salon, schließt den Jungen in die Arme und drückt ihn an sich, als sei er in Gefahr, entführt zu werden.

»Was ist das?« flüstert sie hörbar erschrocken.

»Ein Spielzeug, Ma'am«, sage ich hilfsbereit.

»Masquerade«, flüstert sie. »Vor dreizehn Jahren. Er muß hier sein.«

»Hier ist niemand außer mir, Ma'am, und ich habe es nicht mitgebracht. Das Spielzeug ist als Geschenk verpackt abgeliefert worden. Ein Page hat es abgeliefert.« Die Kammerzofe nickt eifrig, um zu bestätigen, was ich sage.

»Wo kommt es her?« fragt die Lady. Also greife ich nach dem Affen, der wieder verstummt ist, und besehe ihn mir von allen Seiten. Nichts. Dann betrachte ich das Geschenkpapier.

Wieder nichts. Also nehme ich mir den Karton vor und entdecke auf seiner Unterseite einen aufgeklebten Zettel, auf dem »S.C. Toys, C. I.« steht. Dann fällt mir etwas ein - auf mein Gedächtnis ist doch immer Verlaß. Letztes Jahr im Sommer bin ich mit einem bildhübschen Mädchen gegangen, das Serviererin bei Lombardi's in der Spring Street war. Eines Tages haben wir einen Ausflug nach Coney Island gemacht und uns von allen Vergnügungsparks für den Steeplechase Park entschieden. Und ich erinnere mich an den dortigen Spielzeugladen, der mit den merkwürdigsten mechanischen Spielsachen vollgestopft war. Da gab es Soldaten, die marschierten, Trommler, die trommelten, Tänzerinnen, die die Beine warfen - was immer sich mit Federn und Zahnrädern antreiben ließ, wurde dort verkauft.

Also erkläre ich der Lady, daß S.C. meiner Ansicht nach die Abkürzung für Steeplechase ist, während C.I. fast immer Coney Island bedeutet. Dann muß ich ihr berichten, wie es auf der Vergnügungsinsel zugeht. Sie wird sehr nachdenklich. »Diese... Nebenschauen... so nennen Sie sie doch? Haben die mit optischen Täuschungen, Tricks, Falltüren, Geheimgängen und mechanischen Dingen zu tun, die von selbst zu funktionieren scheinen?« Ich nicke. »Genau darum geht's bei den Nebenschauen auf Coney Island, Ma'am.«

Darauf wird sie sehr aufgeregt. »M'sieur Bloom, ich muß dorthin. Ich muß diesen Spielzeugladen, diesen Steeplechase Park sehen.« Ich erkläre ihr, daß es da ein ziemliches Problem gibt. Coney Island kennt nur Sommerbetrieb, und jetzt haben wir Anfang Dezember. Alle Parks sind geschlossen, vernagelt; im Winter werden die Anlagen nur gewartet, instandgesetzt, geputzt, frisch gestrichen und lackiert. Nicht fürs Publikum geöffnet. Aber inzwischen ist sie den Tränen nahe, und ich hasse es, eine Lady in Not zu sehen.

Also rufe ich einen Kollegen in der Wirtschaftsredaktion des *American* an und erwische ihn gerade noch, bevor er nach

Hause geht. Wem gehört der Steeplechase Park? Einem gewissen George Tilyou und einem geheimnisvollen stillen Teilhaber, den niemand kennt. Ja, er ist schon ziemlich alt und wohnt nicht mehr auf der Insel, sondern in einem großen Haus in der City of Brooklyn. Aber der Steeplechase Park gehört ihm weiterhin - wie schon seit seiner Eröffnung vor neun Jahren. Hat er zufällig ein Telefon? Er hat zufällig eins. Ich lasse mir also die Nummer geben und ruf ihn an. Das dauert eine Weile, aber dann wird das Gespräch durchgestellt, und ich spreche mit Mr. Tilyou persönlich. Ich erkläre ihm alles und deute sogar an, wie wichtig es Oberbürgermeister McClellan wäre, daß New York Mme. de Chagny jeden nur möglichen Gefallen erweist... na ja, ihr wißt schon, eine gute altmodische Suada. Jedenfalls sagt er, daß er zurückruft.

Wir warten. Eine Stunde. Er ruft tatsächlich zurück. In ganz verändertem Tonfall, als habe er sich mit jemandem beraten. Ja, er wird organisieren, daß die Tore für einen Privatbesuch geöffnet werden. Der Spielzeugladen soll ebenfalls geöffnet haben, und der ›Funmaster‹ wird die ganze Zeit über persönlich anwesend sein. Gleich morgen früh ist das nicht möglich, aber übermorgen.

Nun, das heißt morgen, stimmt's? Also wird meine Wenigkeit Mme. de Chagny persönlich nach Coney Island begleiten. Tatsächlich kann ich behaupten, daß ich jetzt ihr privater Fremdenführer durch New York bin. Und nein, Jungs, es hat keinen Zweck, daß ihr alle dort aufkreuzt, denn außer ihr, mir und ihrer Begleitung wird niemand eingelassen. So bringt mir ein nasses, schmutziges Cape einen Knüller nach dem anderen ein. Hab' ich euch nicht gesagt, daß dies der beste Job der Welt ist?

Ein Problem hat's allerdings noch gegeben - das Exklusivinterview, zu dem ich ursprünglich ins Hotel gekommen war. Ob ich's gekriegt hab'? Nein, das hab' ich nicht. Die Lady war so bekümmert, daß sie ins Schlafzimmer

zurückgelaufen ist und sich geweigert hat, wieder herauszukommen. Meg, das Kammerkätzchen, hat mir in ihrem Namen dafür gedankt, daß ich den Ausflug nach Coney Island organisiert habe, aber gesagt, die Primadonna sei jetzt zu müde, um unser Gespräch fortzusetzen. Also mußte ich gehen. Enttäuschend, aber nicht weiter wichtig. Dann bekomme ich mein Exklusivinterview eben morgen. Und ja, ihr könnt mir noch ein Bier spendieren.

10

Der Jubel des Erik Mühlheim

*Rooftop Terrace, E. M. Tower, Manhattan,
29. November 1906*

Ich habe sie gesehen! Nach all diesen Jahren habe ich sie wiedergesehen, und fast wäre mir mein Herz im Leib zersprungen. Ich stand auf dem Dach eines Lagerhauses am Hafen und blickte hinab, und dort war sie - unter mir auf der Pier. Bis ich das Glitzern der Objektive eines Fernglases im Sonnenlicht entdeckte und eilig verschwinden mußte.

Also mischte ich mich unter die Menge, und zum Glück war es an diesem Morgen so kalt, daß ein Mann, der sich einen Wollschal um den Kopf gewickelt hatte, nicht weiter auffiel. So konnte ich mich dem Wagen nähern, um ihr liebliches Gesicht aus nur wenigen Metern Entfernung zu betrachten und meinen alten Umhang einem törichten Reporter, der nur an seinem Interview interessiert war, in die Hand zu drücken.

Sie war schön wie eh und je: die zierliche Taille, das unter ihrer Kosakenmütze aufgesteckte volle Haar, das Gesicht mit dem Lächeln, das die Menschen so bezaubert.

Habe ich recht gehandelt? War es richtig, all die alten Wunden wieder aufzureißen? War ich ein Narr, sie hierherzuholen, nachdem so viele Jahre die Schmerzen beinahe geheilt hatten?

Damals, in jenen Pariser Jahren voller Angst, liebte ich sie mehr als mein eigenes Leben. Sie war und ist meine erste und einzige Liebe. Als sie mich in jenem Keller abwies, um sich dem jungen Vicomte zuzuwenden, hätte ich sie fast beide

getötet. Wieder erfaßte mich dieser Zorn, der stets mein einziger Gefährte gewesen ist, mein wahrer Freund, der mich nie verlassen hat, dieser Zorn auf Gott und seine Engel, weil Er mir kein menschliches Gesicht wie den anderen, wie Raoul de Chagny gegeben hatte. Ein Gesicht, das lächeln kann und den Menschen gefällt. Statt dessen verdanke ich *Ihm* diese erstarre Schreckensmaske, die mich zu lebenslanger Einsamkeit verdammt.

Und trotzdem glaubte ich - ich armer, dummer Tölpel! -, sie könnte mich nach dem, was sich in jenen Stunden, als der rachsüchtige Mob in die Keller herabstürmte, um mich zu lynchen, ereignet hatte, vielleicht sogar ein bißchen lieben.

Oh, Mme. Giry, was soll ich jetzt von Ihnen denken? Sie waren der einzige Mensch, der mich jemals freundlich behandelte, der mich nicht ansleckte oder beim Anblick meines Gesichts vor Entsetzen wegrannnte. Weshalb haben Sie so lange gewartet? Soll ich Ihnen dafür danken, daß Sie mir in Ihrer Todesstunde eine Nachricht haben überbringen lassen, die mein Leben erneut verändern wird, oder Ihnen Vorwürfe machen, daß Sie mir diese Nachricht dreizehn Jahre lang vorenthalten haben? Ich könnte tot und begraben sein und hätte nie davon erfahren. Aber ich lebe noch und weiß jetzt alles. Deshalb gehe ich dieses Wagnis ein.

Sie hierherzuholen, sie wiederzusehen, alte Wunden aufzureißen, wieder zu fragen, wieder zu flehen... und wieder abgewiesen zu werden? Vermutlich, höchstwahrscheinlich sogar. Und dennoch, und dennoch...

Ich habe Mme. Girys Brief, den sie kurz vor ihrem Tod im September in Paris verfaßt hat, Wort für Wort auswendig gelernt; ich habe ihn wieder und wieder gelesen, bis die Seiten vom Schweiß meiner Finger feucht waren. Sie schrieb:

Mein lieber Erik,

wenn Du diesen Brief erhältst, falls er jemals in Deine Hände gelangt, habe ich diese Erde bereits verlassen und bin in einer anderen Welt. Ich habe lange mit mir gerungen, bevor ich mich dazu entschloß, Dir diese Zeilen zu schreiben. Ich habe es nur getan, weil ich finde, daß Du, der Du so viel gelitten hast, endlich die Wahrheit erfahren sollst. Ich könnte nicht vor meinen Schöpfer treten, wenn ich wüßte, daß ich Dich bis zuletzt getäuscht habe. Ob Dir die Mitteilungen, die dieser Brief enthält, Freude machen oder neues Leid bringen werden, kann ich nicht sagen. Den wahren Sachverhalt der Dinge, die Dir einmal sehr nahegegangen sind und von denen Du damals wie heute nichts ahnen konntest, kennen nur Christine de Chagny, ihr Gatte Raoul und ich. Deshalb möchte ich Dich bitten, mit diesen Informationen behutsam umzugehen...

Drei Jahre nachdem ich in Neuilly einen in einem Käfig angeketteten Sechzehnjährigen befreit hatte, begegnete ich dem zweiten der jungen Männer, die ich dann später als ›meine Jungs‹ bezeichnet habe. Das geschah durch einen Zufall - einen schrecklich tragischen Zufall.

Er ereignete sich spät in einer Winternacht des Jahres 1885. Die Oper war zu Ende, meine Mädchen waren heimgegangen, und das große Haus hatte seine Türen geschlossen. Ich befand mich auf nur schwach beleuchteten Straßen allein auf dem Nachhauseweg und nahm eine Abkürzung: eine schmale, finstere, gepflasterte Gasse. Ohne daß ich es wußte, waren dort auch noch andere Menschen unterwegs. Vor mir hastete ein Dienstmädchen, das sehr spät freibekommen hatte, ängstlich durchs Dunkel auf den vor uns liegenden, heller erleuchteten Boulevard zu. In einem Hauseingang verabschiedete sich ein junger Mann, der, wie ich erst später erfuhr, sechzehn war, von Freunden, bei denen er den Abend verbracht hatte. Aus dem Dunkel

tauchte ein übler Kerl auf, einer dieser Straßenräuber, die auf der Suche nach Fußgängern, denen sie die Börse rauben können, finstere Gassen durchstreiften. Warum er sich gerade das arme Dienstmädchen aussuchte, wird mir immer ein Rätsel bleiben. Die junge Frau konnte nicht mehr als fünf Sou in der Tasche haben. Ich sah, wie der Räuber sich auf sie stürzte, ihr einen Arm um den Hals legte, um sie am Schreien zu hindern, und nach ihrer Börse tastete. Ich rief laut: »Hände weg von dem Mädchen, du Scheusal! *Au secours!*«

Ich hörte jemand an mir vorbeihasten, erhaschte einen Blick auf eine Uniform und beobachtete, wie ein junger Mann sich auf den Räuber stürzte und ihn mit sich zu Boden riß. Die junge Frau suchte kreischend das Weite. Ich habe sie nie wieder gesehen. Der Räuber riß sich von dem jungen Offizier los, rappelte sich auf und ergriff die Flucht. Der Offizier sprang ebenfalls auf und verfolgte ihn. Dann sah ich, wie der Räuber sich umdrehte, etwas aus der Tasche zog und damit auf seinen Verfolger zielte. Im nächsten Augenblick hörte ich einen Knall und sah einen Blitz, als er schoß. Dann rannte er durch einen Torbogen davon und verschwand in dem Gewirr aus Hinterhöfen. Ich eilte auf den Zusammengebrochenen zu und bemerkte, daß er kaum mehr als ein Junge war: ein mutiges, tapferes Kind in der Uniform eines Kadetten der Ecole Militaire. Sein hübsches Gesicht war kreidebleich, und er blutete stark aus einer Schußwunde im Unterleib. Ich riß meinen Unterrock in Streifen, um damit die Blutung zu stillen, und schrie, bis ein Hausbesitzer über uns sein Fenster öffnete und fragte, was passiert sei. Ich flehte ihn an, zum Boulevard zu laufen und eine Droschke zu holen, was er, noch im Nachthemd, tat. Zum Hôtel-Dieu war es viel zu weit, das Hospital St-Lazare lag näher, deshalb fuhren wir dorthin. Ein junger Arzt hatte Nachtdienst, und als er die Verletzung sah und erfuhr, wer

der Kadett war nämlich der Sproß einer adligen Familie aus der Normandie -, ließ er sofort von einem Pfleger den in der Nähe wohnenden Oberarzt der chirurgischen Abteilung holen. Da ich vorerst nichts weiter für den Jungen tun konnte, ging ich nach Hause. Aber ich betete darum, daß er durchkommen möge, und ging am nächsten Morgen, einem Sonntag, an dem es für mich in der Oper keine Arbeit gab, wieder ins Krankenhaus. Die Behörden hatten bereits seine Angehörigen in der Normandie verständigt, und der gerade anwesende Chirurg schien mich für die Mutter des Kadetten zu halten, als ich nach ihm fragte. Er bat mich mit sehr ernstem Gesicht in sein Sprechzimmer. Dort brachte er mir die schlechte Nachricht so schonend wie möglich bei. Der Patient werde durchkommen, sagte er, aber die durch die Kugel hervorgerufenen Schäden seien schwerwiegend. Große Blutgefäße im Unterleib und in der Leistengegend seien irreparabel zerstört. Er habe keine andere Wahl gehabt, als sie durch Nähte zu verschließen. Ich verstand nicht gleich. Aber dann begriff ich, was er meinte, und fragte ihn klipp und klar danach. Er nickte ernst. »Ich bin untröstlich, Madame», sagte er, »solch ein junges Leben, solch ein gutaussehender Junge, und nun leider nur ein halber Mann. Ich fürchte, er wird niemals eigene Kinder haben können.«

»Sie wollen damit sagen«, fragte ich, »daß die Kugel ihn entmannt hat?« Der Chirurg schüttelte den Kopf. »Das wäre wahrscheinlich eine Gnade gewesen, weil er dann vielleicht nie Frauen begehrt hätte. Nein, er wird all die Leidenschaft, die Liebe und das Begehr empfinden, zu denen ein junger Mann fähig ist, aber die Zerstörung dieser großen Blutgefäße...«

»Ich bin kein Kind mehr, M'sieur le Docteur«, unterbrach ich ihn, um ihm seine Verlegenheit zu nehmen, obwohl ich ahnte, was kommen würde. »Dann muß ich Ihnen leider

sagen, Madame, daß er nie imstande sein wird, die Vereinigung mit einer Frau zu vollziehen und so ein Kind zu zeugen.«

»Er wird also nie heiraten können?« fragte ich. Der Chirurg zuckte mit den Schultern. »Die Frau, die sich auf eine Ehe dieser Art einlassen würde, müßte also schon eine Heilige sein oder ein starkes anderes Motiv haben«, sagte er. »Ich bedaure das alles zutiefst, Madame. Ich habe getan, was ich tun mußte, um ihn vor dem Verbluten zu retten.«

Ich hatte Mühe, die Tränen zurückzuhalten. Daß ein solcher Unhold einem Jungen an der Schwelle zum Mannesalter eine so schreckliche Verletzung zugefügt hatte, erschien mir unvorstellbar. Ich suchte den jungen Mann an seinem Krankenlager auf. Er war blaß und schwach, aber bei Bewußtsein. Er wußte noch nichts von der Schwere seiner Verletzung. Er bedankte sich artig dafür, daß ich ihm auf der Gasse beigestanden und ihm so das Leben gerettet habe. Als ich hörte, seine mit dem Zug aus Rouen gekommene Familie sei nach Paris unterwegs, verließ ich das Krankenhaus. Ich hätte nie geglaubt, daß ich meinen jungen Aristokraten jemals wiedersehen würde, aber da täuschte ich mich. Acht Jahre später - nun schön wie ein griechischer Gott - kam er allabendlich in die Oper, weil er auf ein Lächeln und ein Wort einer von ihm verehrten jungen Tänzerin hoffte. Als sie dann später ein Kind erwartete, gestand er ihr als der gute und anständige Mann, der er ist, seine Behinderung, heiratete sie mit ihrem Einverständnis und gab ihr seinen Namen und Titel. Und in den mehr als zwölf Jahren seitdem hat er ihrem Sohn wie ein echter Vater alle Liebe geschenkt, derer er fähig war.

Nun weißt Du also die Wahrheit, mein armer Erik.

Bemühe Dich, sanft und behutsam zu sein.

Mit einem letzten Kuß von einer Sterbenden, die versucht

hat, Deinen Schmerz zu lindern

Antoinette Giry

Morgen werde ich sie sehen. Sie muß es inzwischen wissen. Die Botschaft, die ich ihr ins Hotel sandte, war klar genug. Diesen Affen, der ›Masquerade‹ spielt, würde sie überall wiedererkennen. Ort und Zeit unseres Treffens habe natürlich ich festgelegt. Wird sie sich noch immer vor mir fürchten? Wahrscheinlich schon. Trotzdem wird sie nie erfahren, wie sehr ich sie fürchte - sie und ihre Macht, mir nochmals einen winzigen Bruchteil des Glücks zu verweigern, das die meisten Männer für selbstverständlich erachten.

Aber selbst wenn sie mich erneut zurückweisen sollte, hat sich alles verändert. Ich kann von diesem Adlerhorst auf die Menschen hinabblicken, die ich so hasse, und sagen: Ihr könnt auf mich spucken, mich verachten, verspotten und schmähen, aber nichts kann mich noch verletzen. Durch Schmutz und Regen, durch Tränen und Schmerz - mein Leben ist nicht vergeblich gewesen: ich habe einen Sohn.

11

Das Tagebuch der Meg Giry

*Hotel Waldorf-Astoria, Manhattan,
29. November 1906*

Liebes Tagebuch, endlich kann ich mich in Ruhe hinsetzen und dir meine geheimsten Gedanken und Sorgen anvertrauen, denn es ist nach Mitternacht, und die anderen sind längst zu Bett gegangen.

Pierre schläft tief und fest. Ich habe vor zehn Minuten einen Blick in sein Zimmer geworfen. Pater Joe höre ich in seinem Bett nebenan schnarchen; selbst die dicken Wände dieses Hotels können dieses Geräusch nicht ganz dämpfen. Und Madame schläft endlich auch, nachdem sie ein Schlafmittel genommen hat, um Ruhe zu finden. In den zwölf Jahren, die ich nun bei ihr bin, habe ich sie noch nie so bekümmert gesehen.

Und an allem ist dieser Spielzeugaffe schuld, den irgendein Unbekannter Pierre als Geschenk ins Hotel hat bringen lassen. Außerdem ist ein Reporter hiergewesen, sehr nett und hilfsbereit - und er hat sogar ein wenig mit mir geflirtet -, aber seine Anwesenheit hat Madame nicht so aus der Fassung gebracht wie dieser Spielzeugaffe.

Als sie ihn seine zweite Melodie spielen hörte - die durch die offene Tür ins Boudoir drang, in dem ich ihr das Haar bürstete -, glich sie plötzlich einer Verrückten. Sie wollte unbedingt wissen, woher das Spielzeug stammte, und als M. Bloom, der Reporter, seine Herkunft ermittelt und einen Besuch arrangiert hatte, wollte sie niemanden mehr sehen. Ich mußte den jungen

Mann bitten, die Suite zu verlassen, und Pierre trotz seiner Proteste ins Bett bringen.

Danach fand ich sie an ihrem Toilettentisch, wo sie in den Spiegel starrte, aber keine Anstalten machte, ihre Toilette zu beenden. Also sagte ich auch das Diner mit Mr. Hammerstein im Hotelrestaurant ab.

Erst als wir allein waren, konnte ich sie behutsam fragen, was passiert sei. Denn diese Reise nach New York, die so gut begonnen und ihr vormittags einen so ehrenvollen Empfang beschert hatte, schien sich in etwas Bedrohliches verwandelt zu haben.

Natürlich hatte auch ich den seltsamen Spielzeugaffen und seine Melodie erkannt, die einen verfolgt und beängstigende Erinnerungen wachruft. Dreizehn Jahre... das wiederholte sie immer wieder, während wir miteinander sprachen, und tatsächlich sind dreizehn Jahre seit jenen denkwürdigen Ereignissen vergangen, die in den tiefsten und dunkelsten Kellern der Pariser Oper endeten. Aber obwohl ich in jener Nacht dabeigewesen war und seither immer wieder versucht habe, Madame auszufragen, hat sie stets Stillschweigen bewahrt und mich nie in Einzelheiten ihrer Beziehung zu der Schreckengestalt eingeweiht, die für uns Tänzerinnen einfach >das Phantom< war.

Bis zu diesem Abend, an dem ich endlich mehr von ihr erfuhr. Vor dreizehn Jahren war sie in einen wirklich aufsehenerregenden Skandal an der Pariser Oper verwickelt gewesen. Damals wurde sie während einer Aufführung der neuen und seither nie wieder gespielten Oper *Don Juan Triumphant* auf offener Bühne entführt.

Ich selbst gehörte damals zum *Corps de ballet*, befand mich aber selbst nicht auf der Bühne, als schlagartig alle Lichter ausgingen und sie verschwand. Ihr Entführer verschleppte sie von der Bühne in die tiefsten Keller des Opernhauses, aus

denen sie später unter Führung des Polizeipräfekten, der sich zufällig im Publikum befand, von Gendarmen und den übrigen Mitwirkenden gerettet wurde.

Auch ich war dabei, als wir mit brennenden Fackeln von einem Kellergeschoß zum nächsten hinunterstiegen, bis wir die tiefste Katakumbe mit dem unterirdischen See erreichten. Wir erwarteten, endlich das gefürchtete Phantom zu entdecken, aber wir fanden nur Madame - allein und wie Espenlaub zitternd - und später Raoul de Chagny, der vorausgeeilt war und dem Phantom von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden hatte.

Wir fanden auch einen Stuhl, über den ein Umhang geworfen war, und glaubten, das Ungeheuer habe sich vielleicht darunter versteckt. Aber es war nur ein Spielzeugaffe mit Messingbecken und einer eingebauten Spieluhr. Die Polizei beschlagnahmte ihn als Beweismittel, und ich habe nie wieder ein Spielzeug dieser Art gesehen - bis heute abend.

Damals machte ihr der junge Vicomte Raoul de Chagny täglich den Hof, und wir Mädchen beneideten sie alle glühend darum. Wäre sie nicht ein so liebenswertes Wesen gewesen, hätte sie auch feindselige Gefühle wecken können - wegen ihrer Schönheit, ihres kometenhaften Aufstiegs zur Operndiva und der Liebe des begehrtesten Junggesellen von ganz Paris. Aber niemand haßte sie, und wir waren froh, sie wieder bei uns zu haben. Obwohl unsere Beziehung im Lauf der Jahre enger wurde, erzählte sie mir nie, was in den Stunden, in denen sie sich in der Gewalt des Entführers befunden hatte, geschehen war. Alles, was sie dazu sagte, war: »Raoul hat mich gerettet.« Welche Bedeutung hat also der Spielzeugaffe?

Heute abend hütete ich mich davor, sie direkt danach zu fragen. Ich verwöhnte sie und brachte ihr eine Kleinigkeit zu essen, die sie jedoch ablehnte. Nachdem ich sie dazu überredet hatte, ein Schlafmittel zu nehmen, war sie leicht benommen, und so ließ sie sich zum erstenmal ein paar Details dieser

Ereignisse entlocken.

Sie erzählte mir, es habe einen anderen Mann gegeben: ein seltsames, lichtscheues Wesen, das sie gleichzeitig ängstigte und faszinierte, einschüchterte und förderte, aber auch mit einer obsessiven Liebe verfolgte, die sie nicht erwidern konnte. Auch ich hatte von einem unheimlichen Phantom gehört, das in den tiefsten Kellern der Oper hauste und erstaunliche Fähigkeiten besaß: Es konnte ungesehen kommen und gehen und der Direktion seinen Willen aufzwingen, indem es Vergeltungsmaßnahmen androhte, wenn man ihm nicht gehorchte. Der Mann und die Gerüchte, die sich um ihn rankten, machten uns allen angst, aber ich hatte nicht geahnt, daß er meine heutige Herrin liebte. Ich fragte sie nach dem Affen, der diese eindringliche Melodie spielt.

Sie sagte, sie habe erst ein Spielzeug dieser Art gesehen, und ich bin davon überzeugt, daß das in jenen Stunden war, die sie mit dem Ungeheuer in den Kellern verbracht hat. Das muß der Spielzeugaffe sein, den ich damals selbst auf dem leeren Stuhl fand.

Als der Schlaf sie überkam, wiederholte sie mehrmals: »Er muß wieder dasein« - ganz in der Nähe, wie immer hinter den Kulissen aktiv, ein Genie, genauso beängstigend häßlich, wie Raoul schön ist, der abgewiesene Verehrer, der sie nach New York gelockt hat, um sie wiederzusehen.

Ich werde tun, was ich kann, um sie zu beschützen, denn sie ist nicht nur meine Arbeitgeberin, sondern auch meine Freundin, und sie ist gut und freundlich. Aber jetzt habe ich Angst, denn dort draußen in der Nacht lauert jemand, und ich fürchte um uns alle: um mich, um Pater Joe, um Pierre und am meisten um Madame.

Bevor sie einschlief, sagte sie mir noch, um Pierres und Raouls willen müsse sie die Kraft finden, ihn erneut abzuweisen, denn sie ist der Überzeugung, daß er sich schon

bald zeigen und wieder sein Recht auf sie geltend machen wird. Ich bete darum, daß sie diese Kraft aufbringt und die kommenden zehn Tage wie im Flug vergehen werden, damit wir alle diese Stadt verlassen und heil und gesund ins sichere Paris heimkehren können.

12

Das Journal des Taffy Jones

*Steeplechase Park, Coney Island,
1. Dezember 1906*

Ich habe einen seltsamen Job, und manche würden sagen, er sei nichts für einen einigermaßen intelligenten Mann mit nicht unerheblichem Ehrgeiz. Aus diesem Grund bin ich oft versucht gewesen, ihn aufzugeben und einer anderen Beschäftigung nachzugehen. Trotzdem habe ich das in den neun Jahren, in denen ich nun schon hier im Steeplechase Park angestellt bin, nie geschafft.

Zum einen liegt das daran, daß der Job mir, meiner Frau und meinen Kindern materielle Sicherheit bietet. Zum anderen habe ich einfach gelernt, daran Freude zu haben. Ich liebe das Lachen der Kinder und das Vergnügen ihrer Eltern. Ich finde meine Befriedigung in der Ausgelassenheit der Wochenendausflügler, die in den Sommermonaten aus allen Richtungen herbeiströmen, und in der im Gegensatz dazu ruhigen Wintersaison.

Was meine Lebensverhältnisse betrifft, könnten sie für einen Mann meines Standes kaum besser sein. Mein Hauptwohnsitz ist ein hübsches Landhaus in der soliden mittelständischen Gemeinde Brighton Beach, kaum eine Meile von meinem Arbeitsplatz entfernt. Außerdem steht mir hier mitten auf dem Rummelplatz ein kleines Blockhaus zur Verfügung, in das ich mich selbst in der Hochsaison für gelegentliche Ruhepausen zurückziehen kann. Mein Lohn ist großzügig bemessen. Seit ich vor drei Jahren aushandeln konnte, daß ich einen winzigen Bruchteil der Tageseinnahmen als Prämie erhalte, bekomme

ich jede Woche über hundert Dollar ausbezahlt.

Als Mann, der bescheiden lebt und kein Trinker ist, lege ich einen Großteil davon zurück, so daß ich eines Tages in nicht allzu ferner Zukunft in der Lage sein werde, dies alles aufzugeben, zumal meine fünf Kinder aus dem Haus sind und ihren Weg in der Welt machen. Ich nehme meine Blodwyn mit, und wir suchen uns eine kleine Farm, vielleicht an einem Fluß oder See oder sogar am Meer, wo ich je nach Laune Farmer oder Fischer sein kann. Und am Sonntag gehen wir dann in das Gotteshaus und sind veritable Stützen der Gesellschaft. Und so bleibe ich und tue meine Arbeit, wie die meisten sagen, ziemlich gut.

Denn ich bin der offizielle ›Funmaster‹ im Steeplechase Park. Das bedeutet, daß ich mit meinen extralangen Schuhen, meiner ausgebeulten, buntkarierten Hose, meinem Starsand-Stripes-Gilet und meinem hohen Zylinder am Parkeingang stehe und die Besucher begrüße. Mehr noch, mit meinem buschigen Backenbart, meinem hochgezwirbelten Schnurrbart und meinem fröhlichen Begrüßungslächeln locke ich viele herein, die sonst vorbeigegangen wären.

Durch mein Megaphon rufe ich fortwährend: »Hereinspaziert, hereinspaziert, hier gibt's die größten Attraktionen, Spaß und Spannung für jedermann, hier gibt's seltsame und wunderbare Dinge zu sehen, kommen Sie, meine Freunde, und amüsieren Sie sich wie nie zuvor...« und so weiter und so fort. Dabei gehe ich vor dem Eingang auf und ab, begrüße die hübschen Mädchen in ihren schönsten Sommerkleidern, heiße die jungen Männer willkommen, die sich solche Mühe geben, sie mit ihren gestreiften Jacketts und Strohhüten zu beeindrucken, und lächle den Eltern zu, deren Kinder erst dann Ruhe geben, wenn sie ihren Eintritt an einer der Kassen bezahlt haben. Und von jeweils fünfzig Cents gehört einer mir.

Natürlich ist dies ein Sommerjob, der von April bis Oktober

dauert, und wenn die ersten kalten Winde vom Atlantik her wehen, machen wir für den Winter dicht.

Dann kann ich mein Funmasterkostüm in den Schrank hängen und den walisischen Singsang, der den Besuchern so gut gefällt, wieder ablegen, denn ich bin in Brooklyn City geboren und habe das Land meines Vaters und seiner Vorfäder nie gesehen. Ich ziehe meinen normalen Anzug an, überwache den Abbau und die Einlagerung aller Fahrgeschäfte und Nebenschauen; die Maschinen müssen geschmiert und gewartet, abgenutzte Teile ausgetauscht, Holz abgeschliffen und frisch gestrichen oder lackiert, Karusselpferde neu vergoldet und eingerissenes Segeltuch geflickt werden. Anfang April ist dann alles wieder an seinem Platz, und die Tore werden an den ersten warmen Sonnentagen geöffnet.

Daher war ich einigermaßen überrascht, als ich vorgestern ein Schreiben von Mr. George Tilyou persönlich erhielt, also von dem Gentleman, dem der Park gehört. Er hat ihn sich ursprünglich ausgedacht - zusammen mit einem Partner, den noch kein Mensch gesehen hat, zumindest bei uns auf der Insel nicht. Das hier ist dank Mr. T.s Energie und Weitblick vor neun Jahren entstanden und hat ihn inzwischen zu einem schwerreichen Mann gemacht.

Sein durch Boten überbrachter Brief war sehr dringend. Er teilte mir darin mit, am kommenden Tag - der jetzt natürlich gestern ist - werde eine Privatgesellschaft den Park besuchen. Er wisse natürlich, daß die Bahnen und Karussells nicht rechtzeitig in Betrieb genommen werden könnten, weise mich aber an, den Spielzeugladen und das Spiegelkabinett mit vollem Personal zu öffnen. Und auf diesen Brief folgte der merkwürdigste Tag, den ich je im Steeplechase Park erlebt habe.

Mr. Tilyous Anweisung brachte mich in eine äußerst verzwickte Lage, denn meine wichtigsten Leute waren im Urlaub und somit nicht erreichbar.

Außerdem waren sie auch nicht leicht zu ersetzen. Die ausgestellten mechanischen Spielsachen, die eigentliche Spezialität unseres Ladens, sind nicht nur die modernsten ganz Amerikas, sondern auch sehr kompliziert. Man muß ein richtiger Fachmann sein, um sie verstehen und dem jugendlichen Publikum ihre Funktionsweise erklären zu können. Und dieser Fachmann bin ich nicht. Ich konnte nur hoffen, daß alles gutging.

Natürlich ist es im Winter eiskalt im Park. Ich stellte also am Abend vor dem Besuch im Laden Petroleumöfen auf, so daß es darin bei Tagesanbruch warm wie an einem Sommertag war. Danach zog ich alle Staubdecken von den Regalen, damit die Reihen von aufziehbaren Soldaten, Trommlern, Tänzerinnen, Akrobaten und Tieren, die singen, tanzen und spielen, zu sehen waren. Aber mehr konnte ich nicht tun. Um acht Uhr morgens hatte ich im Spielzeugladen alle Vorbereitungen getroffen, die mir vor dem angekündigten Besuch möglich waren. Dann geschah etwas sehr Merkwürdiges.

Als ich mich einmal umdrehte, sah ich mich plötzlich einem jungen Mann gegenüber. Ich wußte nicht, wie er hereingekommen war, und wollte ihm schon sagen, wir hätten geschlossen, als er sich anbot, den Spielzeugladen für mich zu übernehmen. Woher wußte er, daß ich Besucher erwartete? Das sagte er nicht. Er erklärte mir nur, er habe früher einmal hier gearbeitet und kenne sich mit mechanischen Spielsachen aus. Nun, da unser Spielzeugmann fehlte, blieb mir überhaupt nichts anderes übrig, als sein Angebot anzunehmen. Er sah nur nicht wie unser jovialer, freundlicher, bei den Kindern so beliebter Spielzeugmann aus. Er hatte ein kreidebleiches Gesicht, schwarzes Haar und schwarze Augen und trug einen schwarzen Gehrock. Ich fragte ihn nach seinem Namen. Er zögerte eine Sekunde, dann sagte er:

»Malta.« Also nannte ich ihn so, bis er wieder ging oder vielmehr verschwand. Aber darüber später mehr.

Das Spiegelkabinett war ein anderes Problem. Es ist eine höchst erstaunliche Einrichtung, und obwohl ich mich in dienstfreien Stunden oft darin aufhielt, fand ich nie heraus, wie es funktionierte. Wer es konstruiert hat, muß ein Genie gewesen sein. Alle Besucher kommen nach einem Rundgang durch die vielen sich ständig verändernden Spiegelräume mit der Überzeugung heraus, Dinge gesehen zu haben, die sie nicht gesehen haben können, und Dinge nicht gesehen zu haben, die hätten dasein müssen. Dies ist kein einfaches Spiegelkabinett, sondern ein Haus der Illusionen. Für den Fall, daß in ferner Zukunft jemand dieses Journal liest, weil er sich für das Coney Island von früher interessiert, will ich versuchen, das Spiegelkabinett und seine Einrichtungen zu beschreiben.

Von außen erscheint es als schlichtes, niedriges, quadratisches Gebäude mit nur einer Tür, die als Ein- und Ausgang dient. Der eintretende Besucher steht in einem nach zwei Seiten verlaufenden Korridor. Ob er sich nach rechts oder links wendet, ist gleichgültig. Beide Korridorwände bestehen aus Spiegeln, und der Flur ist genau vier Fuß breit. Das ist wichtig, denn die innere Wand ist nicht durchgehend, sondern besteht aus genau acht Fuß breiten und sieben Fuß hohen Spiegelsegmenten. Jedes dieser Segmente ist um seine Mittelachse schwenkbar, so daß eine ferngesteuerte Drehung den Gang völlig blockiert, aber zugleich eine neue Passage freigibt, die tiefer ins Gebäude hineinführt.

Dem Besucher bleibt nichts anderes übrig, als diesem neuen Gang zu folgen, der sich durch auf Geheimbefehle erfolgende Drehungen von Segmenten in immer mehr Passagen und kleine Spiegelräume verwandelt, die erscheinen und wieder verschwinden. Aber es wird noch komplizierter: Zur Gebäudemitte hin sind viele der acht Fuß breiten Segmente nicht nur um ihre Mittelachse schwenkbar, sondern stehen zusätzlich auf Drehscheiben mit acht Fuß Durchmesser. Ein Besucher, der mit dem Rücken zu einem der Spiegel auf einer

halbkreisförmigen, aber unsichtbaren Scheibe steht, kann um neunzig, hundertachtzig oder zweihundertsiebzig Grad gedreht werden. Er glaubt, nur die Spiegel drehten sich, doch da tauchen für ihn plötzlich andere Leute auf und verschwinden wieder; kleine Räume entstehen und sind dann plötzlich nicht mehr zu sehen; er spricht einen Fremden an, der vor ihm steht, und erkennt erst dann, daß er mit dem Spiegelbild eines Menschen hinter oder neben ihm redet.

Verheiratete und Liebespaare werden binnen Sekunden getrennt und stolpern vorwärts, um wiedervereint zu werden - aber mit jemand ganz anderem. Angstschreie und lautes Gelächter hallen durch das Gebäude, wenn ein Dutzend junger Paare sich zusammen hineingewagt hat.

Dies alles kontrolliert der Spiegelmann, der als einziger versteht, wie die Steuerung funktioniert. Er sitzt in einer erhöhten Kabine über der Tür und hat über sich einen Schrägspiegel, der ihm einen Überblick über das gesamte Kabinett verschafft, so daß er mit den Hebeln vor sich die Passagen, Räume und Illusionen schaffen und wieder auflösen kann. Mein Problem war, daß Mr. Tilyou darauf bestanden hatte, die Dame aus der Privatgesellschaft solle unbedingt zu einem Besuch des Spiegelkabinetts veranlaßt werden - aber der Spiegelmann war in Ferien und deshalb nicht erreichbar.

Ich hatte versucht, mich selbst mit der Steuerung vertraut zu machen, und zu diesem Zweck die halbe Nacht mit einer Paraffinlampe in dem Gebäude verbracht, bis ich so mit den Hebeln umgehen konnte, daß ich die Dame zu einem kurzen Rundgang einladen und sie trotzdem rasch zum Ausgang lotsen konnte, wenn sie es wünschte. Denn da alle Spiegelräume nach oben offen sind, hört man die Stimmen der Besucher ganz deutlich.

Gestern morgen um neun Uhr war alles für den Empfang von Mr. Tilyous persönlichen Gästen vorbereitet. Sie trafen kurz vor zehn Uhr ein. Auf der Surf Avenue herrschte kein Verkehr,

und als ich einen Zweispänner an den Büros von Brooklyn Eagle, an den Eingängen von Luna Park und Dreamland vorbei die Avenue entlang auf mich zurollen sah, vermutete ich, daß sie es waren. Denn der elegant lackierte Zweispänner wartete immer vor dem Manhattan Beach Hotel auf Gäste, die mit der Hochbahn von der Brooklyn Bridge herüberkamen.

Als er heranrollte und der Kutscher seine beiden Pferde zügelte, rief ich laut in das Megaphon: »Willkommen, willkommen, Ladys und Gentlemen, im Steeplechase Park, dem besten und schönsten aller Vergnügungsparks auf Coney Island.« Die Pferde sahen mich an, als hätten sie einen Verrückten vor sich.

Aus der Kutsche kam als erster ein junger Mann, ein Reporter des *New York American*, eines der Boulevardblätter Hearsts. Er war sehr von sich selbst eingenommen und fungierte offenbar als Fremdenführer. Nach ihm stieg eine sehr schöne Dame, eine wirkliche Aristokratin aus - o ja, das sah man sofort -, die der Reporter als die Vicomtesse de Chagny und eine der berühmtesten Opernsängerinnen der Welt vorstellte. Das brauchte er mir natürlich nicht zu sagen, denn ich lese die *New York Times*, weil ich ein Mann von gewisser Bildung bin, auch wenn ich mir alles selbst beigebracht habe. Erst jetzt verstand ich, warum Mr. Tilyou bestrebt war, dieser Dame jeden Wunsch zu erfüllen. Als sie, auf den Arm des Reporters gestützt, den vom Regen glatten Bohlensteg betrat, legte ich das Megaphon beiseite, machte eine schwungvolle Verbeugung und hieß sie erneut in meinem Reich willkommen. Sie bedachte mich mit einem Lächeln, von dem Cader Idris' steinernes Herz erweicht worden wäre, und antwortete mit entzückendem französischem Akzent, sie bedaure, mich in meiner Winterruhe stören zu müssen. »Ihr ergebenster Diener, Ma'am«, erwiderte ich, um ihr zu zeigen, daß unter meinem Funmasterkostüm ein Gentleman steckte.

Als nächstes erschien ein zwölf- oder dreizehnjähriger

Junge, ein gutaussehender kleiner Bursche, Franzose wie seine Mutter, der jedoch ausgezeichnetes Englisch sprach. Er hielt einen Spielzeugaffen mit eingebauter Spieluhr an sich gedrückt, der - wie ich auf den ersten Blick sah - aus unserem eigenen Spielzeugladen stammte. Einen Augenblick lang war ich besorgt: War das Spielzeug etwa defekt? Waren sie gekommen, um zu reklamieren?

Zuletzt stieg der Mann aus, der wohl für das gute Englisch des Jungen verantwortlich war - ein stämmiger, sportlich wirkender irischer Priester, der zu seiner schwarzen Soutane einen breitkrempigen Hut trug. »Einen schönen guten Morgen wünsche ich Ihnen, Mr. Funmaster«, sagte er, »auch wenn er kalt ist und Sie sich unseretwegen herbemühen mußten.«

»Aber nicht kalt genug, um ein warmes irisches Herz frösteln zu lassen«, sagte ich, weil ich mich nicht übertrumpfen lassen wollte, obwohl ich als Dissenter nicht viel mit Papistenpriestern zu tun habe. Aber er warf den Kopf in den Nacken und lachte schallend, woraus ich schloß, daß er vielleicht doch ein anständiger Kerl war. So herrschte fröhliche Stimmung, als ich die vier Gäste den Bohlensteg entlang durchs Tor, an dem offenen Drehkreuz vorbei und zum Spielzeugladen führte, weil klar war, daß sie den zuerst sehen wollten.

Dank der Petroleumöfen war es drinnen angenehm warm, und Mr. Malta wartete darauf, die Gäste zu begrüßen. Der Junge, der Pierre hieß, war sofort von den mechanischen Tänzerinnen, Soldaten, Musikanten, Clowns und Tieren begeistert, die der ganze Stolz des Steeplechase Toyshops sind. Er rannte in den Gängen auf und ab und wollte alle vorgeführt bekommen.

Aber seine Mutter interessierte sich nur für den Musik machenden Spielzeugaffen.

Wir fanden mehrere dieser Affen in einem Regal im

rückwärtigen Teil des Ladens, und die Vicomtesse de Chagny bat Mr. Malta, sie spielen zu lassen.

»Alle?« fragte er.

»Einen nach dem anderen«, erwiderte sie energisch. So geschah es. Die Spieluhren wurden eine nach der anderen mit dem im Rücken der Tiere steckenden Schlüssel aufgezogen. »Yankee Doodle Dandy«, stets dieselbe Melodie. Ich stand vor einem Rätsel. Wollte sie einen Ersatz? Und klangen sie denn nicht alle gleich? Dann nickte sie ihrem Sohn zu, der ein Taschenmesser mit Schraubenzieher aus der Tasche zog. Malta und ich beobachteten erstaunt, wie der Junge eine Klappe im Plüschtier auf dem Rücken des ersten Affen beiseite schob, eine kleine Abdeckplatte aufschraubte und mit einer Hand in die Öffnung griff. Er holte eine dollargroße Scheibe heraus, drehte sie um und steckte sie wieder hinein. Ich sah Malta mit hochgezogenen Augenbrauen an, und er erwiderte meinen Blick auf gleiche Weise. Der Affe begann erneut zu spielen. »Song of Dixie.« Natürlich - eine Melodie für den Norden, eine für den Süden.

Pierre setzte die Scheibe wie zuvor ein und schraubte den zweiten Affen auf. Das Ergebnis war das gleiche. Nach zehn Versuchen machte seine Mutter ihm ein Zeichen, er solle aufhören. Malta begann, die Spielzeugaffen wieder ins Regal zu stellen. Anscheinend hatte nicht einmal er gewußt, daß sie zwei Melodien spielen konnten. Die Vicomtesse sah auffällig blaß aus. »Er ist hiergewesen«, sagte sie, an niemand Bestimmten gewandt. Dann fragte sie mich: »Wer hat diese Affen konstruiert, wer stellt sie her?«

Ich zuckte bedauernd mit den Achseln. Malta antwortete an meiner Stelle: »Sie werden alle von einer kleinen Fabrik in New Jersey hergestellt. Aber in Lizenz nach einem patentierten Gebrauchsmuster. Wer sie konstruiert hat, weiß ich nicht.«

Als nächstes fragte die Dame: »Hat einer von Ihnen hier

einen seltsamen Mann gesehen? Einen Mann mit breitkrempigem Hut, unter dem der größte Teil seines Gesichts von einer Maske bedeckt ist?«

Bei dieser letzten Frage spürte ich, daß Mr. Malta, der neben mir stand, steif wie ein Ladestock wurde. Ich sah zu ihm hinüber, aber seine Miene war wie versteinert. Deshalb schüttelte ich den Kopf und erklärte ihr, in einem Vergnügungspark gebe es viele Masken: Clownsmasken, Monstermasken, Halloweenmasken. Aber ein Mann, der ständig eine Maske trug, nur um sein Gesicht zu verbergen? Nein, niemals. Daraufhin seufzte sie, zuckte mit den Schultern und schlenderte dann zwischen den Regalen entlang davon, um sich die übrigen Spielsachen anzusehen.

Malta winkte den Jungen zu sich heran und führte ihn in die Gegenrichtung - scheinbar nur, um ihm ein Regal mit aufziehbaren Soldaten zu zeigen. Aber ich begann gewisse Zweifel an diesem eiskalt wirkenden jungen Mann zu hegen, deshalb folgte ich ihnen unbemerkt. Ich achtete darauf, daß stets ein Spielzeugregal zwischen uns blieb. Zu meiner Überraschung und Verärgerung begann mein geheimnisvoller Helfer, den Knaben, der seine Fragen in aller Unschuld beantwortete, halblaut ins Verhör zu nehmen.

»Warum ist deine Mama eigentlich nach New York gekommen?« fragte er.

»Nun, um in der Oper zu singen, Sir.«

»Gewiß. Aber gibt es sonst keinen Grund? Möchte sie sich vielleicht mit jemandem treffen?«

»Nein, Sir.«

»Und warum interessiert sie sich für Spielzeugaffen, die Musik machen?«

»Nur für einen Affen, Monsieur, und seine Melodie. Aber das ist der, den sie jetzt in der Hand hält. Kein anderer Affe spielt die Melodie, nach der sie sucht.«

»Wie traurig. Und dein Papa, ist der nicht hier?«

»Nein, Sir. Mein lieber Papa ist in Frankreich aufgehalten worden. Er kommt morgen mit dem Schiff an.«

»Sehr gut. Und er ist wirklich dein Papa?«

»Natürlich! Er ist mit Maman verheiratet, und ich bin sein Sohn.«

Ich fand Maltas Fragen nun wirklich zu dreist und wollte gerade einschreiten, als etwas Merkwürdiges geschah. Die Tür ging auf, so daß ein Schwall kalter Meeresluft hereinströmte, und in ihrem Rahmen stand der stämmige Priester, Pater Kilfoyle. Als der Junge und Mr. Malta den eisigen Luftzug spürten, kamen sie hinter einem der Verkaufsregale hervor. Der Priester und der Weißgesichtige standen ungefähr zehn Meter voneinander entfernt und starrten sich an. Der Priester hob die Rechte und schlug das Kreuzzeichen über Stirn und Brust. Als guter Dissenter halte ich nichts davon, das Kreuz zu machen, aber ich weiß, daß Katholiken damit den Schutz des Herrn suchen.

Dann sagte der Priester: »Komm jetzt, Pierre«, und streckte eine Hand nach ihm aus. Aber er starrte Mr. Malta weiter unverwandt an.

Die Konfrontation zwischen den beiden Männern, die erste von zweien, zu denen es an diesem Tag kommen sollte, wirkte so deutlich abkühlend wie der eisige Seewind von draußen, deshalb versuchte ich, die fröhliche Stimmung wiederherzustellen, die noch vor einer halben Stunde geherrscht hatte, indem ich rasch sagte:

»Euer Ladyschaft, unser Stolz und unsere Freude ist das hiesige Spiegelkabinett, ein wahres Weltwunder. Gestatten Sie mir, es Ihnen vorzuführen, es wird Sie aufheitern. Und Master Pierre kann sich mit den anderen Spielsachen amüsieren, denn wie Sie sehen, ist er ganz von ihnen verzaubert, wie alle jungen Leute, die hierherkommen.«

Sie wirkte unentschlossen, und ich erinnerte mich mit einiger Besorgnis daran, wie nachdrücklich Mr. Tilyou - aus welchen Gründen auch immer - in seinem Brief darauf bestanden hatte, sie ins Spiegelkabinett zu führen. Sie sah zu dem Iren, der ihr zunickte und sagte: »Gewiß, sehen Sie sich das Weltwunder an. Ich kümmere mich einstweilen um Pierre. Wir haben genügend Zeit. Die Probe beginnt erst nach dem Mittagessen.« Also willigte sie ein und kam mit mir.

Schon die Suche des Jungen und seiner Mutter nach einer Melodie, die keiner der Affen spielen konnte im Spielzeugladen, waren reichlich seltsam gewesen, doch die folgenden Ereignisse wurden nun vollends bizarr. Das erklärt, weshalb ich mich bemüht habe, alles genau wiedergugeben, was sich an diesem Tag ereignet hat.

Wir betraten das Spiegelkabinett gemeinsam, und sie sah die beiden Korridore links und rechts. Ich bedeutete ihr, sie müsse sich für einen davon entscheiden. Sie zuckte mit den Schultern, lächelte ganz reizend und wandte sich nach rechts. Ich stieg in die Steuerkabine hinauf und warf einen Blick in den schrägen Spiegel. Er zeigte mir, daß sie sich auf halber Strecke zwischen den Seitenwänden befand. Ich bewegte einen Hebel, um einen Spiegel zu drehen und sie so ins Gebäudeinnere zu dirigieren. Er drehte sich nicht. Ich versuchte es erneut. Wieder nichts. Der Mechanismus funktionierte nicht. Ich konnte noch immer sehen, wie sie sich zwischen den Spiegelwänden des äußeren Korridors bewegte. Dann drehte sich ein Spiegel, blockierte ihren Weg und führte sie zur Mitte, ohne daß ich einen Hebel betätigt hätte. Der Mechanismus war offenbar defekt; so wurde es aus Sicherheitsgründen Zeit, sie hinauszuleiten, bevor sie festsäß. Ich verstellte die Hebel, um einen geraden Korridor zum Ausgang zu schaffen. Nichts passierte. Dafür bewegten sich im Innern des Labyrinths Spiegel wie von selbst oder von unsichtbarer Hand gesteuert. Während immer mehr Spiegel sich drehten, konnte ich zwanzig Bilder der jungen Frau sehen,

aber ich war jetzt nicht mehr imstande, zwischen der wirklichen Person und ihren Spiegelbildern zu unterscheiden.

Plötzlich blieb sie stehen, in einem kleinen zentralen Raum gefangen. Vor einer Wand dieses Raums war eine weitere Bewegung zu erkennen, und ich nahm flüchtig einen wehenden Umhang wahr - ebenfalls zwanzigfach gespiegelt -, bevor er wieder verschwand. Aber es schien nicht ihr Cape zu sein, denn es war schwarz, während sie eines aus pflaumenfarbenem Samt trug. Ich sah, wie sie die Augen aufriß und den Mund hastig mit einer Hand bedeckte. Sie starre etwas oder jemanden an, das oder der mit dem Rücken zu einem Spiegelsegment stand - genau an der Stelle, die ich wegen des blinden Flecks des Überwachungsspiegels nicht einsehen konnte. Dann hörte ich sie sagen: »Oh, du *bist's* also doch.« Ich erkannte, daß jemand es nicht nur geschafft hatte, das Spiegelkabinett zu betreten, sondern auch mitten ins Labyrinth zu gelangen, ohne von mir gesehen zu werden. Das erschien mir unmöglich, bis ich feststellte, daß die Stellung des Schrägspiegels über mir nachts verändert worden war, so daß er nur noch Einblick in eine Hälfte des Spiegelkabinetts gewährte. Die andere Hälfte war für mich unsichtbar. Ich konnte die Vicomtesse sehen - aber nicht das Phantom, mit dem sie sprach. Und ich konnte beide hören.

Und ich beobachtete noch etwas anderes. Diese französische Aristokratin, reich, berühmt, talentiert und selbstbewußt, zitterte. Ich spürte ihre Angst, aber es war eine mit Faszination vermischt Angst.

Wie das später mitgehörte Gespräch zeigte, war ihr jemand aus ihrer Vergangenheit begegnet, jemand, von dem sie befreit zu sein glaubte, jemand, der sie einst in einem Netz aus - ja woraus? Angst? - gefangengehalten hatte. Angst, ja, die fühlte ich in der Luft liegen. Liebe? Vielleicht, vor langer Zeit. Und Ehrfurcht. Wer er auch war oder einst gewesen sein möchte, sie empfand noch immer Scheu vor seiner Macht, vor seiner

Persönlichkeit. Ich sah sie mehrmals erschauern, obwohl nichts, was ich ihn sagen hörte, drohend klang. Ich lasse ihr Gespräch hier folgen:

er: Natürlich. Hast du jemand anders erwartet? sie: Nach dem Affen, nein. Wieder ›Masquerade‹ zu hören... Alles liegt so lange zurück. er: Dreizehn Jahre. Hast du manchmal an mich gedacht? sie: Natürlich, mein Meister der Musik. Aber ich dachte... er: Ich sei tot? Nein, Christine, meine Liebste, nicht ich. sie: Meine Liebste? Heißt das, daß du mich noch immer...? er: Für immer und ewig, bis ich sterbe. Im Geiste bist du noch immer mein, Christine. Ich habe die große Sängerin geschaffen, aber ich konnte sie nicht halten. sie: Als du verschwunden warst, habe ich geglaubt, du seist für immer fort. Ich habe Raoul geheiratet... er: Ja, ich weiß. Ich habe jeden deiner Schritte, deine ganze Entwicklung, jeden Triumph verfolgt. sie Hast du's schwer gehabt, Erik? er: Ziemlich. Mein Weg ist immer beschwerlicher, als du ahnen kannst. sie: Du hast mich hergeholt? Das Opernhaus gehört dir? er: Ja. Mir ganz allein - und noch viel, viel mehr. Reichtümer, um halb Frankreich aufzukaufen. sie: Warum, Erik, warum hast du's getan? Konntest du mich nicht in Frieden lassen? Was willst du von mir? er: Bleib bei mir. sie: Ich kann nicht. er: Bleib bei mir, Christine. Die Zeiten haben sich geändert. Ich kann dir jedes Opernhaus der Welt bieten. Alles, was du dir nur wünschst. sie: Ich kann nicht. Ich liebe Raoul. Du mußt versuchen, das zu akzeptieren. Ich erinnere mich dankbar an alles, was du für mich getan hast. Aber mein Herz gehört einem anderen und wird ihm immer gehören. Kannst du das nicht verstehen? Kannst du das nicht akzeptieren?

An dieser Stelle entstand eine lange Pause, als versuche der abgewiesene Verehrer, seinen Schmerz zu überwinden. Als er weitersprach, lag ein Zittern in seiner Stimme.

er: Nun gut, akzeptieren muß ich es. Warum auch nicht?

Mein Herz ist schon so oft gebrochen worden. Aber mir geht's um noch etwas anderes. Laß mir meinen Jungen. sie: Deinen... Jungen...? er: Meinen Sohn, unseren Sohn, Pierre.

Die Frau, die ich weiterhin im Blick hatte - zwanzigfach reflektiert -, wurde leichenblaß und schlug beide Hände vors Gesicht. Sie schwankte mehrere Sekunden lang, und ich fürchtete, sie werde in Ohnmacht fallen. Ich wollte um Hilfe rufen, doch der Hilferuf erstarb mir in der Kehle. Ich wurde stummer, hilfloser Zeuge von Ereignissen, die ich nicht verstand. Schließlich ließ sie die Hände sinken und sprach flüsternd weiter.

sie: Wer hat dir das gesagt? er: Madame Giry. sie: Warum, warum nur hat sie das getan? er: Sie hat im Sterben gelegen. Sie wollte mir ihr so lange Jahre gehütetes Geheimnis anvertrauen. sie: Sie hat gelogen. er: Nein. Sie hat Raoul nach der nächtlichen Schießerei ins Krankenhaus gebracht. sie: Er ist ein gütiger und sanfter Mann. Er liebt mich und hat Pierre als seinen eigenen Sohn aufgezogen. Pierre weiß nichts. er: Raoul weiß es. Du weißt es. Ich weiß es. Laß mir meinen Sohn. sie: Ich kann nicht, Erik. Er wird bald dreizehn. In fünf Jahren ist er ein Mann. Dann sage ich's ihm. Ich gebe dir mein Wort darauf, Erik. An seinem achtzehnten Geburtstag. Nicht jetzt, das wäre zu früh. Er braucht mich noch. Wenn er's erfährt, wird er sich entscheiden. er: Du gibst mir dein Wort, Christine? Wenn ich fünf Jahre warte... sie: Dann bekommst du deinen Sohn. In fünf Jahren. Wenn du ihn für dich gewinnen kannst. er: Gut, ich werde warten. Ich habe so lange auf ein bißchen Glück gewartet. Noch fünf Jahre... Ich werde warten. sie: Ich danke dir, Erik. In drei Tagen werde ich wieder für dich singen. Du bist doch da? er: Natürlich. Näher, als du ahnen kannst. sie: Dann werde ich für dich singen, wie ich nie zuvor gesungen habe.

In diesem Augenblick sah ich etwas, das mich beinahe aus meiner Steuerkabine fallen ließ. Irgendwie war es einem weiteren Mann gelungen, ins Spiegelkabinett zu gelangen. Wie er das geschafft hatte, werde ich nie erfahren, aber er war nicht durch die einzige mir bekannte Tür hereingekommen, denn die befand sich genau unter mir und war nicht benutzt worden. Er mußte durch eine Geheimtür hereingeschlüpft sein, von deren Existenz nur der Erbauer des Spiegelkabinetts wissen konnte. Ich glaubte zunächst, ein Spiegelbild des Sprechenden zu sehen, aber dann erinnerte ich mich an das Wehen eines Capes oder Umhangs, und dieser Mann, ebenfalls in Schwarz, trug kein Cape, sondern einen enganliegenden schwarzen Gehrock. Er befand sich zusammengekauert in einem der inneren Korridore, das Ohr an den winzigen Spalt zwischen zwei Spiegeln gepreßt. Auf der anderen Seite des Spalts lag der innere Spiegelraum, in dem die Dame mit ihrem seltsamen ehemaligen Liebhaber gesprochen hatte.

Er schien meinen Blick auf sich zu spüren, denn er fuhr plötzlich herum, starre nach allen Seiten und sah dann auf. Der schräge Beobachtungsspiegel zeigte ihn mir und mich ihm. Sein Haar war so schwarz wie sein Gehrock und sein Gesicht so weiß wie sein Hemd. Er war der Halunke, der sich Malta genannt hatte. Zwei glühende Augen fixierten mich eine Sekunde lang, dann setzte er sich in Bewegung und rannte durch die Korridore, die andere so verwirrend fanden. Ich verließ sofort die Kabine, um ihn aufzuhalten, lief ins Freie und hastete um das Gebäude herum. Aber er hatte einen großen Vorsprung, weil er eine Geheimtür benutzt hatte und bereits auf die Ausgänge zueilte. In meinen unförmigen und extralangen Funmasterschuhen konnte ich ihn unmöglich verfolgen.

In der Nähe der Ausgänge stand ein zweiter Wagen, eine geschlossene Kalesche, auf die der Flüchtende zustürmte; er sprang hinein und schlug die Tür zu, als der Kutscher bereits

anfuhr. Das war offenbar eine Privatkutsche, denn Droschken dieser Art gibt es auf Coney Island nicht.

Aber bevor er den Wagen erreicht hatte, mußte er an zwei Leuten vorbei. Dem Spiegelkabinett am nächsten stand der junge Reporter, und als die Gestalt im Gehrock an ihm vorbeijagte, rief sie ihm etwas zu, das ich nicht verstand, weil der Seewind die Worte mit sich forttrug. Der Reporter sah überrascht auf, machte aber keine Anstalten, den Mann aufzuhalten.

Fast schon am Ausgang, tauchte die Gestalt des Priesters auf, der den Jungen zur Kutsche zurückgebracht, ihn im Wagen gelassen hatte und jetzt zurückging, um Madame zu suchen. Ich beobachtete, wie Malta eine Sekunde lang wie angewurzelt stehenblieb, den Priester anstarrte, der seinen Blick erwiderte, und dann zu seiner Kutsche weiterhastete.

Inzwischen war ich mit den Nerven am Ende. Die eigenartige Suche nach einer Melodie, die keiner unserer Spielzeugaffen spielen konnte, das merkwürdige Benehmen des Mannes, der sich Malta nannte, das Verhör, das er mit dem Jungen angestellt hatte, die haßerfüllten Blicke zwischen Malta und dem katholischen Priester, dann die Katastrophe im Spiegelkabinett, dessen Hebel mir nicht gehorcht hatten, die schrecklichen Geständnisse der Primadonna und eines Mannes, der allem Anschein nach ihr einstiger Liebhaber und der Vater ihres Kindes war, und schließlich die Entdeckung Maltas, der die beiden belauscht hatte... das alles war einfach zuviel. In meiner Verwirrung vergaß ich völlig, daß sich die arme Mme. de Chagny noch immer in dem Labyrinth aus Spiegelwänden befand.

Als mir das einfiel, rannte ich zurück, um sie zu befreien. Auf wunderbare Weise funktionierten alle Hebel wieder. Sie sah leichenblaß aus und war schweigsam, als sie herauskam. Aber sie bedankte sich sehr höflich für meine Mühe, gab mir ein großzügiges Trinkgeld und bestieg zusammen mit dem

Reporter, dem Priester und ihrem Sohn die Droschke. Ich begleitete sie noch bis zum Ausgang.

Als ich noch einmal zum Spiegelkabinett zurückkehrte, bekam ich den Schock meines Lebens. Im Windschatten des Gebäudes stand ein Mann und starrte dem Wagen nach. Ich bog um die Ecke des Hauses und sah ihn plötzlich vor mir. Jeder Zweifel war ausgeschlossen; der schwarze Umhang verriet ihn. Er war der zweite Beteiligte an den unheimlichen Ereignissen im Labyrinth, und sein Gesicht ließ mir das Blut in den Adern gefrieren: ein zerstörtes Gesicht, zu drei Vierteln von einer Maske bedeckt, und hinter dieser Maske brannten Augen, die vor Zorn funkelten. Dieser Mann, dessen Pläne durchkreuzt worden waren, schien es nicht gewöhnt zu sein, auf Widerstand zu stoßen, und war deshalb gefährlich. Er hatte mich nicht kommen hören, denn er stieß leise knurrend einige Worte hervor: »Fünf Jahre, fünf Jahre. Niemals. Er ist mein, und ich hole ihn mir.« Dann wandte er sich ab und verschwand zwischen zwei Verkaufsbuden und einem verschalteten Karussell. Im Zaun entlang der Surf Avenue entdeckte ich später eine Stelle, an der drei Zaunpfähle fehlten. Ich habe den Maskierten nie wiedergesehen, auch den Lauscher nicht.

Später überlegte ich, ob ich verpflichtet sei, etwas zu unternehmen. Sollte ich die Vicomtesse warnen, der seltsame Mann habe anscheinend nicht die Absicht, fünf Jahre lang auf seinen Sohn zu warten? Oder würde er sich beruhigen, sobald sein Zorn sich gelegt hatte? Ich war Zeuge einer Familientragödie, die bestimmt irgendein glückliches Ende finden würde. Zumindest versuchte ich mir das einzureden. Aber ich habe nicht umsonst keltisches Blut in den Adern, und während ich alle diese Dinge aufschreibe, bedrückt mich ein Gefühl schrecklicher Vorahnungen.

13

Das Gebet des Joseph Kilfoyle

*St. Patrick's Cathedral, New York City,
2. Dezember 1906*

»Herr, sei mir gnädig, Christus, sei mir gnädig. Viele Male habe ich Dich schon angerufen. Öfter als ich mich entsinnen kann. In der Hitze des Tages und im Dunkel der Nacht. Beim Hochamt in Deinem Haus und in der Zurückgezogenheit meines Zimmers. Manchmal habe ich sogar geglaubt, Du würdest mir antworten, habe ich das Gefühl gehabt, Deine Stimme zu hören, habe geglaubt, Deine Führung zu spüren. Ist das alles nur Torheit, Selbsttäuschung gewesen? Sprechen wir im Gebet wirklich mit Dir? Oder horchen wir auf uns selbst?

Vergib mir meine Zweifel, Herr. Ich strebe so eifrig nach wahrem Glauben. Hör mich jetzt an, ich bitte Dich. Denn ich bin verwirrt und angsterfüllt. Hier spricht nicht der Theologe, sondern der irische Bauernjunge, als der ich zur Welt gekommen bin. Bitte erhöre mich und hilf mir.«

»Ich bin hier, Joseph. Was stört deine Seelenruhe?«

»Herr, ich glaube, daß ich zum erstenmal wirklich Angst habe. Ich fürchte mich, aber ich weiß nicht, warum.«

»Angst? Das ist etwas, das ich aus eigener Erfahrung kenne.«

»Du, Herr? Das kann nicht sein.«

»Im Gegenteil. Was glaubst du, habe ich empfunden, als die Folterknechte mir die Handgelenke über dem Kopf an den Geißelring in der Tempelmauer gebunden haben?«

»Ich hätte nie gedacht, daß Du Angst haben könntest.«

»Ich war damals ein Mann, Joseph, mit allen Fehlern und Schwächen eines Menschen. Und ein Mann kann große Angst empfinden. Als sie mir die Geißel mit den Lederriemen, in die Eisen- und Bleistücke eingeknotet waren, gezeigt und mir erklärt haben, was sie bewirken würde, habe ich vor Angst geweint.«

»So habe ich das nie betrachtet, Herr. Das ist nie berichtet worden.«

»Du bist auch der einzige, der das erfährt. Wovor fürchtest du dich?«

»Ich habe das Gefühl, daß in dieser beängstigenden großen Stadt um mich herum etwas geschieht, das ich nicht begreifen kann.«

»Dann fühle ich mit dir. Die Angst vor etwas, das man versteht, ist schlimm genug, aber sie hat ihre Grenzen. Diese andere Angst ist schlimmer. Worum bittest du mich?«

»Ich brauche Deine Standhaftigkeit. Deine Stärke.«

»Die besitzt du bereits, Joseph. Du hast sie gewonnen, als du mir Treue geschworen und das Priestergewand angelegt hast.«

»Dann bin ich ihrer gewiß nicht würdig, Herr, denn sie fliehen mich jetzt. Ich fürchte, daß Du schlecht gewählt hast mit dem Bauernjungen aus Mullingar.«

»Tatsächlich hast *du* mich erwählt. Aber lassen wir das. Hast du mich seither enttäuscht?«

»Natürlich habe ich gesündigt.«

»Natürlich. Wer tut das nicht? Du hast Christine de Chagny begehrt.«

»Sie ist eine schöne Frau, Herr, und ich bin ein Mann.«

»Ich weiß. Ich war selbst einer. Das kann sehr schwer sein. Du hast gebeichtet und Vergebung erlangt?«

»Ja.«

»Nun, Gedanken sind Gedanken. Hast du mehr getan?«

»Nein, Herr. Nur in Gedanken.«

»Gut, vielleicht kann ich meinem Bauernjungen doch noch etwas länger mein Vertrauen schenken. Was ist mit deiner unerklärlichen Angst?«

»In dieser Stadt gibt es einen Mann, einen sehr seltsamen Mann. Am Tag unserer Ankunft habe ich vom Kai aus nach oben geschaut und einen Mann beobachtet, der vom Dach eines Lagerhauses herabstarnte. Er trug eine Maske. Gestern sind wir nach Coney Island gefahren: Christine, der kleine Pierre, ein Lokalreporter und ich. Christine ist in dem Spiegelkabinett des Vergnügungsparks gewesen. Am Abend hat sie mich gebeten, ihr die Beichte abzunehmen, und mir berichtet...«

»Du kannst es mir ruhig erzählen: Ich kenne deine Gedanken. Bitte weiter.«

»... daß sie ihn drinnen getroffen hat. Sie hat ihn beschrieben. Es muß derselbe Mann sein, den sie vor Jahren in Paris gekannt hat, ein grausig entstellter Mensch, der jetzt hier in New York reich und mächtig geworden ist.«

»Ich kenne ihn. Er heißt Erik. Er hat kein leichtes Leben gehabt. Jetzt betet er einen anderen Gott an.«

»Es gibt keine Götter außer Dir, Herr.«

»Hübsche Idee, aber es gibt viele. Von Menschen erschaffene Götter.«

»Und seiner?«

»Er ist ein Knecht Mammons, des Gottes der Habgier und des Goldes.«

»Ich würde ihn Dir sehr gerne zurückbringen.«

»Sehr lobenswert. Und warum?«

»Er scheint ein riesiges Vermögen zu besitzen - Reichtümer, die all unsere Vorstellungen übersteigen.«

»Joseph, du solltest dich um die Seelen kümmern und dich nicht im Goldhandel betätigen. Begehrst du sein Vermögen?«

»Nicht für mich, Herr. Für etwas anderes.«

»Und das wäre?«

»Während meines Aufenthalts hier bin ich nachts durch die Lower East Side gewandert, keine Meile von ebendieser Kathedrale entfernt. Das ist ein Schreckensort, eine Hölle auf Erden. Dort herrschen Armut, Verwahrlosung, Schmutz, Gestank und Verbrechen. Kinder werden zur Prostitution gezwungen, Mädchen und Jungen...«

»Höre ich eine Andeutung von Tadel, Joseph, weil ich diese Dinge zulasse?«

»Es steht mir nicht zu, Dich zu tadeln, Herr.«

»Oh, sei nicht zu bescheiden Das passiert jeden Tag.«

»Aber ich kann's nicht verstehen.«

»Laß mich versuchen, es dir zu erklären. Ich habe dem Menschen nie Vollkommenheit versprochen, sondern nur die Chance dazu gegeben, sie zu erlangen. Er hat die Wahl und die Chance, aber er steht nicht unter Zwang. Ich habe seine Entscheidungsfreiheit unangetastet gelassen. Manche entscheiden sich dafür, den von mir vorgezeichneten Weg zu gehen; die meisten ziehen es vor, ihre Vergnügungen im Hier und Jetzt zu suchen. Viele verstehen darunter, Mitmenschen zum Spaß oder zur eigenen Bereicherung Schmerzen zuzufügen. Ich sehe das, gewiß, aber ich werde es nicht ändern.«

»Aber warum, Herr, kann ein Mensch nicht ein besseres Wesen sein?«

»Hör zu, Joseph, wie sähe sein Leben auf Erden aus, wenn ich die Hand ausstreckte, seine Stirn berührte und ihn vollkommen mache? Kein Kummer, also keine Freude. Keine Tränen, kein Lächeln. Kein Schmerz, keine Linderung. Keine

Fesseln, keine Freiheit. Kein Versagen, kein Triumph. Keine Grobheit, keine Höflichkeit. Keine Bigotterie, keine Toleranz. Keine Verzweiflung, kein Jubel. Keine Sünde und auch keine Erlösung. Ich würde hier auf Erden ein Paradies schaffen, das mein himmlisches Königreich überflüssig machen würde. Und das ist nicht im Sinne Gottes. Deshalb muß der Mensch sich frei entscheiden können, bis ich ihn heimrufe.«

»Du hast sicher recht, Herr. Aber ich würde den Reichtum dieses Erik sehr gern für einen besseren Zweck verwenden.«

»Vielleicht gelingt dir das.«

»Aber es muß einen Schlüssel dazu geben.«

»Natürlich, es gibt immer einen Schlüssel.«

»Doch ich sehe ihn nicht, Herr.«

»Du hast mein Wort gelesen. Hast du es nicht verstanden?«

»Zuwenig, Herr. Hilf mir, ich bitte Dich, hilf mir!«

»Der Schlüssel ist Liebe, Joseph. Der Schlüssel ist immer Liebe.«

»Aber er liebt Christine de Chagny.«

»Also?«

»Soll ich sie ermutigen, ihr Eheversprechen zu brechen?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Dann verstehe ich nicht, was du meinst.«

»Wart's ab, Joseph, wart's ab. Manchmal braucht man ein bißchen Geduld. Dieser Erik macht dir also angst?«

»Nein, Herr, nicht er. Als ich ihn auf dem Dach gesehen und später beobachtet habe, wie er aus dem Spiegelkabinett geflüchtet ist, habe ich bei ihm ein Gefühl des Zorns, der Verzweiflung und des Schmerzes gespürt, aber keine Bösartigkeit. Böse ist der andere.«

»Erzähl mir von diesem anderen.«

»Nach unserer Ankunft in dem Vergnügungspark auf Coney

Island sind Christine und Pierre mit dem Funmaster in das Spielzeuggeschäft gegangen. Ich bin im Freien geblieben, um einen kurzen Strandspaziergang zu machen. Als ich danach zurückgekommen bin, ist Pierre mit einem jungen Mann zusammen gewesen, der ihn herumgeführt und ihm ins Ohr geflüstert hat. Ein kreidebleiches Gesicht, schwarze Augen, schwarzes Haar, ein schwarzer Gehrock. Ich habe ihn für den Geschäftsführer des Ladens gehalten, aber der Funmaster hat mir später erzählt, er habe ihn an diesem Morgen zum erstenmal in seinem Leben gesehen.«

»Und du hast ihn nicht gemocht, Joseph?«

»Darum ist es nicht gegangen, Herr. Er hatte etwas an sich, eine Kälte, die mich erschauern ließ. Oder ist das nur meine Einbildung gewesen? Er hatte eine Aura des Bösen, die mich veranlaßt hat, ganz instinktiv Dein Zeichen zu machen. Ich habe Pierre aus seinen Fängen befreit, und er hat mich finster und haßerfüllt angestarrt. Das ist unsere erste Begegnung an diesem Tag gewesen.«

»Und die zweite?«

»Ungefähr eine halbe Stunde später habe ich den Jungen in die Kutsche gesetzt und war gerade auf dem Rückweg, als sich eine kleine Tür in der Außenwand des Gebäudes öffnete und er herausgestürmt kam. Er ist zuerst an dem näher am Gebäude stehenden Reporter vorbeigerannt und dann an mir. Noch bevor er seine wartende Kutsche erreicht hatte und verschwinden konnte, ist er stehengeblieben und hat mich nochmals angestarrt. Die Wirkung war die gleiche wie beim erstenmal: Ich hatte das Gefühl, der ohnehin schon kalte Tag sei um zehn Grad kälter geworden. Mich hat gefröstelt. Wer ist er gewesen? Was will er?«

»Du meinst offenbar Darius. Hast du den Wunsch, auch ihn zu erlösen?«

»Ich glaube nicht, daß ich das könnte.«

»Du hast recht. Er hat seine Seele dem Mammon verkauft, er bleibt sein ewiger Knecht, bis er eines Tages zu mir kommt. Er hat Erik dem Gott des Goldes zugeführt. Aber Darius kann nicht lieben. Das ist der Unterschied.«

»Aber er liebt Gold, Herr.«

»Nein, er betet Gold an. Das ist etwas anderes. Auch Erik betet es an, aber irgendwo in den Tiefen seiner gequälten Seele hat er einmal geliebt und könnte es wieder.«

»Dann besteht also die Möglichkeit, ihn noch zu gewinnen?«

»Joseph, jeder Mensch, der in der Lage ist, reine Liebe für andere zu empfinden, kann erlöst werden.«

»Aber wie Darius liebt dieser Erik nur den Reichtum, sich selbst und die Frau eines anderen. Herr, das versteh ich nicht.«

»Du irrst dich, Joseph. Er schätzt den Reichtum, er haßt sich selbst, und er liebt eine Frau, von der er weiß, daß er sie nicht bekommen kann. Ich muß jetzt fort.«

»Bleib noch etwas länger bei mir, Herr.«

»Ich kann nicht. Auf dem Balkan wird erbittert Krieg geführt. Heute nacht erwarte ich viele Seelen in meinem Reich.«

»Wie kann ich dann diesen Schlüssel finden?«

»Das habe ich dir schon gesagt, Joseph. Du mußt Ausschau halten nach einer anderen, einer größeren Liebe.«

Die Besprechung von Gaylord Spriggs

*New York Times,
4. Dezember 1906*

Mr. Hammersteins mit vielen Vorschußlorbeeren bedachtes neues Manhattan Opera House ist gestern abend mit einer Vorstellung eröffnet worden, die sich nur als Triumph beschreiben läßt. Wäre in unserem Land jemals wieder ein Bürgerkrieg ausgebrochen, dann gestern beim Kampf um die Sitzplätze in der Oper. Welche Summen einige der Vertreter der New Yorker Finanz- und Kulturwelt für Logen und auch Parkettplätze bezahlt haben, läßt sich nur vermuten, aber diese müssen die offiziellen Eintrittspreise weit überstiegen haben.

Das Manhattan, wie wir dieses Opernhaus jetzt nennen müssen, um es von der Metropolitan auf der anderen Seite der Stadt zu unterscheiden, ist ein wahrhaft prächtiges Gebäude, reich ausgeschmückt und mit einem Foyer, das die ziemlich beengten Räumlichkeiten, die dem Publikum in der Met zur Verfügung stehen, weit hinter sich läßt. Dort habe ich in der halben Stunde vor Beginn der Vorstellung die Träger großer, klangvoller Namen wie Schulkinder durcheinanderlaufen sehen, während die glücklichen Auserwählten zu ihren Logen geführt wurden.

Zusammengeströmt waren die Mellons, Vanderbilts, Rockefellers, Goulds, Whitneys und die Pierpont Morgans. In ihrer Mitte fungierte als unser aller Gastgeber der Mann, der ein riesiges Vermögen und schier grenzenlose Tatkraft und Energie investiert hat, um das Manhattan allen Widerständen zum Trotz zu errichten: der Zigarrenbaron Oscar Hammerstein.

Es geht noch immer das Gerücht, daß hinter Mr. H. ein weiterer, noch vermögenderer Industriemagnat - der Phantomfinanzier, der sich noch niemals gezeigt hat - stehe. Falls er tatsächlich existieren sollte, war er nirgends zu sehen.

Die Pracht der weiten Säulenhalle und der Luxus des Foyers waren ebenso beeindruckend wie die goldene, karmesinrote und pflaumenfarbene Ausstattung des überraschend kleinen und intimen Zuschauerraums. Und was die Qualität der neuen Oper und des Gesangs betrifft, erreichten beide eine künstlerisches und emotionales Niveau, wie ich es in den dreißig Jahren meiner Tätigkeit als Kritiker noch nie erlebt habe.

Leser dieser bescheidenen Kolumne werden sich daran erinnern, daß Mr. Hammerstein erst vor sieben Wochen die außergewöhnliche Entscheidung getroffen hat, sein Haus nicht, wie vorgesehen, mit Bellinis Meisterwerk *I Puritani* zu eröffnen, sondern statt dessen eine völlig neue, moderne Oper aufzuführen, die ein unbekannter - und noch immer anonymer - amerikanischer Komponist geschrieben hat. Hat sich das Risiko gelohnt? Tausendprozentig.

Erstens hat uns *The Angel of Shiloh* den Auftritt der Pariser Primadonna Christine de Chagny beschert, einer Schönheit mit einer Stimme, die gestern abend jede andere übertraf, die ich in den dreißig Jahren meiner Tätigkeit gehört habe. Zweitens ist das Werk selbst ein Meisterstück voller Schlichtheit und Gefühl, das niemanden ungerührt ließ.

Die Handlung spielt im Bürgerkrieg vor vierzig Jahren und betrifft deshalb jeden Amerikaner. Im ersten Akt begegnet uns der elegante junge Anwalt Miles Regan aus Connecticut, der Eugenie Delarue, die schöne Tochter eines reichen Plantagenbesitzers in Virginia, innig liebt. Erstere Rolle wurde von dem aufstrebenden amerikanischen Tenor David Melrose gesungen, bis etwas höchst Merkwürdiges passierte - aber davon später mehr. Das Paar gelobt sich Treue und wechselt

goldene Ringe. Mme. de Chagny glänzte als Südstaatschönheit, und ihre mädchenhafte Freude über den Heiratsantrag des Mannes, den sie liebt, fand ihren Ausdruck in der Arie »Mit diesem Ring für ewig«, die das gesamte Publikum entzückte.

Auch der benachbarte Plantagenbesitzer Joshua Howard, wunderbar von Alessandro Bonci gesungen, hält um ihre Hand an, wird zurückgewiesen und muß seinen Schmerz mit Würde tragen. Am Horizont ziehen jedoch Kriegswolken auf; zum Ende des Akts wird Fort Sumter beschossen, und die Union befindet sich im Krieg mit der Konföderation. Die jungen Liebenden müssen sich trennen. Regan erklärt seiner Verlobten, er müsse nach Connecticut zurückkehren und für den Norden kämpfen. Miss Delarue weiß, daß sie bei ihrer Familie - überzeugten Südstaatlern bleiben muß. Der erste Akt endet mit einem herzzerreißenden Duett, als die Liebenden voneinander scheiden, ohne zu wissen, ob sie sich jemals wiedersehen werden.

Im zweiten Akt sind zwei Jahre vergangen, und Eugenie Delarue hat sich kurz nach der blutigen Schlacht von Shiloh freiwillig zum Dienst als Krankenschwester in einem Lazarett verpflichtet. Wir sehen, wie sie selbstlos die gräßlich verstümmelten jungen Männer beider Lager pflegt - eine in einer reichen Plantage aufgewachsene Schönheit, die jetzt all dem Leid und dem Schmerz eines Lazarets nahe der Front ausgesetzt ist. In einer äußerst bewegenden Arie fragt sie: »Warum müssen diese jungen Männer sterben?«

Ihr ehemaliger Nachbar und Verehrer Howard ist jetzt Oberst und Kommandeur des Regiments, in dessen Kampfabschnitt das Lazarett liegt. Er umwirbt sie erneut und versucht, sie dazu zu bringen, ihren verschollenen Verlobten in der Nordstaatenarmee zu vergessen und statt dessen ihn zu erhören. Sie ist fast entschlossen, es zu tun, als ein neuer Verwundeter, ein Offizier aus dem Norden, der bei der

Explosion eines Pulvermagazins schwere Gesichtsverletzungen erlitten hat, eingeliefert wird. Sein Gesicht ist unter Mullbinden verborgen, wird aber offenbar für immer entstellt bleiben. Noch während er bewußtlos daliegt, erkennt Miss Delarue den goldenen Ring an seiner Hand als den, den sie vor zwei Jahren ihrem Verlobten geschenkt hat.

Der bedauernswerte Offizier ist tatsächlich Hauptmann Regan, noch immer von David Melrose gesungen. Als er aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht, erkennt er sofort seine Verlobte, ohne zu ahnen, daß auch sie ihn erkannt hat. Nun folgt eine wahrhaft bittere Szene, als er, hilflos in seinem Bett liegend, miterleben muß, wie Oberst Howard das Krankenrevier betritt, um Miss Delarue erneut zu bedrängen und ihr einzureden, ihr Verlobter sei längst gefallen. Dieser Akt endet mit der Erkenntnis Hauptmann Regans, daß sie weiß, wer sich unter den Bandagen verbirgt; und beim ersten Blick in einen Spiegel muß er feststellen, daß sein einst attraktives Gesicht gänzlich zerstört ist. Er versucht, einem Wachposten den Revolver zu entreißen, um seinem Leben ein Ende zu setzen, wird aber von dem Südstaatsoldaten und zwei verwundeten Kameraden aus dem Norden überwältigt.

Der dritte Akt bringt einen dramatischen Höhepunkt. Oberst Howard verkündet, nach seinen neuesten Informationen sei Eugenies ehemaliger Verlobter kein anderer als der Anführer der gefürchteten Regan's Raiders, die der Unionsarmee durch Attacken hinter ihren Linien schwere Verluste zugefügt haben. Daher soll er, falls er in Gefangenschaft gerät, vor ein Standgericht gestellt und füsiliert werden.

Eugenie Delarue befindet sich nun in einem schrecklichen Zwiespalt. Soll sie die Konföderation verraten, indem sie ihr Wissen für sich behält, oder den Mann ausliefern, den sie noch immer liebt? Zu diesem Zeitpunkt wird ein kurzer Waffenstillstand ausgerufen, um den Austausch von Kriegsgefangenen zu ermöglichen, die als kampfunfähig

gelten. Auch der Mann mit dem zerstörten Gesicht kommt für diesen Austausch in Frage; Planwagen bringen verwundete Südstaatssoldaten aus dem Norden, um ihre eigenen Invaliden aus der Gefangenschaft im Süden abzuholen.

An dieser Stelle muß ich schildern, was sich in der Pause zwischen den Akten hinter der Bühne ereignete. Anscheinend - und meine Quelle ist sich ihrer Sache völlig sicher - sprühte sich Mr. Melrose Hustenbalsam in den Hals, um eine Stimmbandreizung zu lindern. Das Mittel muß jedoch verunreinigt gewesen sein, denn wenige Sekunden später konnte er nur noch quaken wie ein Frosch. Katastrophe!! Der Vorhang sollte gleich wieder aufgehen. Dann tauchte ein Ersatzmann auf - wunderbarerweise schon für die Rolle kostümiert, das Gesicht unter Mullbinden verborgen -, gerade rechtzeitig, um in die Bresche zu springen.

Fürs Publikum wäre das normalerweise eine große Enttäuschung gewesen. Aber in diesem Fall müssen alle Götter der Oper auf Mr. Hammerstein herabgelächelt haben. Der im Programm nicht aufgeführte und mir weiterhin unbekannte Ersatzmann verfügte über eine Tenorstimme, die es selbst mit dem großen Signor Bonci aufnehmen konnte.

Da Hauptmann Regan nie wieder kämpfen wird, beschließt Miss Delarue, ihr Wissen über den Mann mit dem bandagierten Gesicht nicht preiszugeben. Bevor die Planwagen wieder nach Norden rollen, erfährt Oberst Howard, daß der gesuchte Anführer irgendwo verwundet worden ist und sich vermutlich hinter den Linien der Konföderierten aufhält. Steckbriefe, in denen ein Kopfgeld auf ihn ausgesetzt wird, werden überall angeschlagen. Jeder Nordstaatssoldat, der ausgetauscht werden soll, wird mit einer Skizze von Regans Gesicht verglichen. Vergebens, denn Hauptmann Regan hat jetzt kein Gesicht mehr.

Während die nach Norden zu repatriierenden Soldaten nachts auf ihre Abfahrt im Morgengrauen warten, genießen wir

ein ganz bezauberndes Zwischenspiel. Oberst Howard, der große Bonci persönlich, wird bei allen Auftritten von einem blutjungen Adjutanten, einem Jungen von nicht mehr als dreizehn Jahren, begleitet. Bisher hat er noch keinen Ton von sich gegeben. Aber als einer der Nordstaatler versucht, seiner Soldatenfiedel eine Melodie zu entlocken, nimmt der Junge ihm wortlos das Instrument aus der Hand und spielt eine wunderschöne Melodie, als hielte er eine Stradivari in Händen. Einer der Verwundeten fragt ihn, ob er die Melodie auch singen könne; daraufhin legt der Junge die Fiedel weg und beglückt uns mit einer Arie in einem Knabensopran von überirdischer Reinheit. Und siehe da, als ich einen Blick ins Programm warf, um seinen Namen zu erfahren, stellte ich fest, daß es Master Pierre de Chagny war, der Sohn der Diva! Nun, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm!

In der letzten Szene voll süßem Pathos nehmen Miss Delarue und ihr Verlobter aus dem Norden Abschied voneinander. Mme. de Chagny hatte schon bisher mit einer so klaren Stimme gesungen, wie sie nur Engeln zugeschrieben wird, aber jetzt erhob sie sich zu neuen und unerreichbaren Höhen. Als sie die Arie »Scheiden wir auf ewig?« begann, schien sie ihr ganzes Herz hineinzulegen, und als der unbekannte Ersatzmann ihr den Ring, den sie ihm einst angesteckt, mit den Worten »So nimm denn diesen Reif zurück« wieder gab, sah ich, wie sich die New Yorker Damen mit ihren feinen Batisttüchern verstohlen ein paar Tränen abwischten.

Dies war ein Abend, der in den Herzen und Köpfen aller bleiben wird, die ihn miterlebt haben. Ich kann beschwören, den sonst äußerst disziplinierten Maestro Campanini den Tränen nahe gesehen zu haben, als Mme. de Chagny, allein auf der Bühne und im Schein der Kerzen in dem abgedunkelten Krankenrevier, die Oper mit ihrer Arie »O grausamer Krieg« beschloß.

Es gab stehende Ovationen und siebenunddreißig Vorhänge -

und das, bevor ich gehen mußte, um herauszubekommen, was aus dem durch den Halsbalsam indisponierten Mr. Melrose geworden war. Aber er hatte das Haus leider schon verlassen.

Auch wenn das restliche Ensemble und das Orchester unter Signor Campaninis Stabführung alle Erwartungen erfüllte, gebührt das höchste Lob der jungen Dame aus Paris. Sie ist so schön und dermaßen charmant, daß ihr bereits das gesamte Personal des Waldorf-Astoria zu Füßen liegt. Alle Opernfreunde, die das Glück hatten, gestern abend im Manhattan gewesen zu sein, werden ihr ewig verfallen sein.

Wie jammerschade, daß Mme. de Chagny so bald wieder abreisen muß. Sie wird an weiteren fünf Abenden für uns singen und muß dann nach Europa zurückkehren, um vor Weihnachten einer Verpflichtung in Covent Garden nachzukommen. Ihren Platz nimmt Anfang des kommenden Monats Dame Nellie Melba ein, Oscar Hammersteins zweite Trumfkarte gegenüber seiner New Yorker Konkurrenz. Auch sie ist schon zu Lebzeiten eine Legende, und auch für sie ist dies ihr New Yorker Debüt, aber sie wird ihr Bestes geben müssen, denn wer gestern abend dagewesen ist, wird La Divina niemals vergessen.

Und was ist mit dem Metropolitan? Ich glaube, bei den Mäzenen der Met nicht nur Entzücken über das neue Meisterwerk, sondern auch einige scharfe Blicke beobachtet zu haben, als wollten sie fragen: Was nun? Zwar hat das Manhattan einen kleineren Zuschauerraum, dafür aber das eindeutig schönere Foyer, eine riesige Bühne, die allerneueste Technik und höchst eindrucksvolle Bühnenbilder. Gelingt es Mr. Hammerstein, uns weiterhin die Qualität zu bieten, die wir gestern abend gehört und gesehen haben, wird die Met sich sehr anstrengen müssen, um es ihm gleichzutun.

15

Die Reportage von Amy Fontaine

Gesellschaftskolumne, New York World,
4. Dezember 1906

Nun, es gibt solche Partys und solche, aber die eine, die gestern abend nach dem triumphalen Erfolg von *The Angel of Shiloh* im neuen Manhattan Opera House stattgefunden hat, wird als *die* Party dieses Jahrzehnts in die Annalen eingehen.

Ich nehme für die Leser der *World* jedes Jahr an zahlreichen gesellschaftlichen Ereignissen teil, aber so viele berühmte Menschen habe ich noch nie unter einem Dach versammelt gesehen.

Als schließlich nach schier endlosen Ovationen der allerletzte Vorhang gefallen war, begann das elegant gekleidete Publikum der großen Säulenhalle an der West 34th Street zuzustreben, vor dem sich unzählige Kutschen drängten. Dies waren die Bedauernswerten, die nicht zur Party durften. Wer aus dem Publikum eine Einladung besaß, wartete noch, bis der Vorhang sich erneut hob, und überschritt dann auf einer hastig errichteten Rampe den Orchestergraben, um auf die Bühne zu gelangen. Weitere Gäste, die nicht zur Vorstellung hatten kommen können, wurden durch den Bühneneingang eingelassen.

Unser Gastgeber an diesem Abend war der Tabakmagnat Mr. Oscar Hammerstein, Entwerfer, Erbauer und Besitzer des Manhattan Opera House. Er stand in der Bühnenmitte und begrüßte die aus dem Zuschauerraum heraufströmenden Gäste persönlich. Unter ihnen befanden sich alle großen Namen New

Yorks, an erster Stelle der Besitzer der *World*, Mr. Joseph Pulitzer.

Die Bühne selbst bildete eine prachtvolle Kulisse für die Feier, denn Mr. Hammerstein hatte das Herrenhaus aus Virginia aus dem ersten Akt der Oper, vor dem wir uns nun versammelten, wieder aufbauen lassen. Entlang der Kulisse hatten Bühnenarbeiter rasch eine lange Reihe antiker Tische aufgestellt, die sich unter der Last der Speisen und Getränke bogen. Eine Bar mit sechs flinken Barkeepern sorgte dafür, daß niemand Durst leiden mußte.

Oberbürgermeister George McClellan war frühzeitig erschienen und mischte sich unter die ständig wachsende Gästechar der Rockefellers und Vanderbilts und anderer Magnaten. Das Fest fand zu Ehren der Primadonna Vicomtesse Christine de Chagny statt, die zuvor auf ebendieser Bühne einen so grandiosen Triumph gefeiert hatte, und die New Yorker Prominenz konnte es kaum erwarten, sie persönlich kennenzulernen. Zunächst ruhte die Sängerin sich jedoch noch in ihrer Garderobe aus, in der sie mit Glückwünschen, unzähligen Blumensträußen - die man auf ihren ausdrücklichen Wunsch hin ins Bellevue Hospital schickte - und Einladungen in die vornehmsten Häuser der Stadt überhäuft wurde.

Auf dem Weg durch die Gästechar hielt ich für die Leser der *New York World* Ausschau nach den Trägern bekannter Namen. So begegnete ich den beiden Schauspielern D.W. Griffith und Mr. Douglas Fairbanks, die sich angeregt unterhielten. Mr. Griffith, der soeben ein Engagement in Boston hinter sich hatte, erzählte mir, er spiele mit dem Gedanken, die Ostküste zu verlassen und in einen sonnigen Ort in der Nähe von Los Angeles zu ziehen, wo gerade eine verrückte neue Form der Unterhaltung mit dem Namen »Biograph« entstand. Offenbar geht es darin um sich bewegende Bilder auf einem Streifen Zelluloid. Ich hörte, wie Mr. Fairbanks lachend zu seinem Schauspielerkollegen sagte,

er werde ihm vielleicht nach Hollywood folgen, wenn er ein Star am Broadway würde - vorausgesetzt, die ›Biographs‹ hätten Erfolg.

Da trat ein großgewachsener Marineinfanterist unter dem Säulenvordach des Herrenhauses hervor und verkündete mit lauter Stimme: »Meine Damen und Herren, der Präsident der Vereinigten Staaten!«

Ich wollte meinen Ohren kaum trauen, aber Sekunden später war er da: Präsident Teddy Roosevelt, der mit Brille und strahlendem Lächeln durch die Menge schritt und allen die Hand schüttelte. Er war jedoch nicht allein gekommen, denn er genießt den Ruf, sich mit den schillerndsten Persönlichkeiten unserer Gesellschaft zu umgeben. Plötzlich befand sich meine arme Hand im Griff der riesigen Pranke des ehemaligen Schwergewichtsweltmeisters Bob Fitzsimmons, während wenige Meter von mir entfernt ein weiterer ehemaliger Champion, Sailor Tom Sharkey, und der amtierende Weltmeister, der Kanadier Tommy Burns, standen. Zwischen diesen Riesen kam ich mir wie eine Liliputanerin vor.

Dann erschien die Diva persönlich. Der begeisterte Applaus, der sie empfing, als sie die Stufen herabstieg, wurde vom Präsidenten angeführt, der nun vortrat, um sich von Mr. Hammerstein bekannt machen zu lassen. Mit europäischer Galanterie beugte Mr. Roosevelt sich über ihre Hand und küßte sie unter Beifallsrufen der versammelten Menge. Dann begrüßte er den ersten Tenor, Signor Bonci, und die übrigen Mitglieder des Ensembles, die Mr. Hammerstein im einzelnen vorstellte.

Nachdem der Form Genüge getan war, bot unser humorvoller Präsident der liebreizenden jungen Französin seinen Arm und machte mit ihr einen Rundgang, um ihr die anderen Gäste vorzustellen. Besonders entzückt war sie darüber, Colonel Bill Cody, Buffalo Bill persönlich, kennenzulernen, dessen Wild West Show jenseits des Flusses

in Brooklyn die Massen anlockt. Als ich näher an die Gruppe um den Präsidenten herantrat, beobachtete ich, wie Teddy Roosevelt Mme. de Chagny den neuen Gatten seiner Nichte vorstellte, und hatte bald Gelegenheit, einige Worte mit diesem wirklich blendend aussehenden jungen Mann zu wechseln. Er kommt gerade aus Harvard und studiert an der Columbia Law School in New York. Ich fragte ihn natürlich, ob er eine politische Karriere wie sein berühmter Onkel anstrebe, und er sagte, dies sei später durchaus denkbar. Vielleicht werden wir also noch von Franklin Delano Roosevelt hören.

Während das Fest lebhafter und reichlich gegessen und getrunken wurde, fiel mir auf, daß in einer Ecke ein Klavier aufgestellt worden war, an dem ein junger Mann leichte, heitere moderne Stücke spielte. Er war russischer Einwanderer, der, wie er mir mit immer noch starkem Akzent erzählte, einige dieser Melodien selbst komponiert hatte und ein etablierter Komponist werden wollte. Nun, dann viel Glück, Irving Berlin.

Aber einer, den viele gern kennengelernt und beglückwünscht hätten, schien anfangs auf dem Fest zu fehlen: der unbekannte Ersatzmann, der für David Melrose, der sich in ärztliche Behandlung hatte begeben müssen, eingesprungen war. Zunächst vermutete man, seine Abwesenheit lasse sich damit erklären, daß es nicht ganz einfach für ihn war, das kunstvolle Makeup, das den größten Teil seines Gesichts bedeckte, zu entfernen. Die übrigen Mitglieder des Ensembles hatten sich unter die Partygäste gemischt prächtige dunkelblaugoldene Südstaaten- und taubengraue Konföderiertenuniformen. Und die Darsteller der >verwundeten< Soldaten in den Lazarettszenen hatten sich rasch aus den Verbänden befreit und die primitiven Krücken weggelegt. Nur der geheimnisvolle Tenor blieb weiterhin verschwunden.

Doch plötzlich erschien er am Portal des Herrenhauses oben an der Freitreppe, die zu der Party auf der Bühne führte. Aber

es war nur ein kurzer Auftritt. Ist dieser außergewöhnlich begabte Sänger wirklich so menschenscheu? Viele der Gäste unter dem Säulenvordach bemerkten ihn nicht einmal. Aber es gab jemanden, der sofort auf ihn aufmerksam wurde.

Als er aus dem Portal trat, sah ich, daß er noch immer den Verband trug, der während der Vorstellung den größten Teil seines Gesichts bedeckt und nur die Augen und ein Stück Unterkiefer frei gelassen hatte. Seine Hand lag auf der Schulter des Knabensoprans, dessen Gesang uns so begeistert hatte: Pierre, der Sohne Mme. de Chagnys. Er schien ihm etwas ins Ohr zu flüstern, und der Junge nickte, um zu zeigen, daß er verstanden hatte.

Mme. de Chagny entdeckte die beiden sofort, und ich hatte den Eindruck, als ziehe ein Schatten über ihr Gesicht. Ihr Blick blieb starr auf die Augen hinter der Maske gerichtet; sie wurde sehr blaß, sah ihren Sohn neben dem Tenor im Taubengrau der Konföderierten stehen und schlug unwillkürlich die Hand vor den Mund. Dann lief sie die Treppe hinauf auf die merkwürdige Erscheinung zu, während die Musik weiterspielte und die Gäste plauderten und lachten.

Ich sah die beiden einige Augenblicke lang eindringlich miteinander sprechen. Mme. de Chagny nahm die Hand des Tenors von der Schulter ihres Sohns und bedeutete dem Jungen, die Treppe hinunterzulaufen, was er auch tat - zweifellos, um sich eine Limonade zu holen. Erst jetzt lächelte die Diva wieder. Machte er ihr ein Kompliment für den Auftritt ihres Lebens, oder schien sie Angst um den Jungen zu haben?

Zuletzt beobachtete ich, wie er ihr einen kleinen Zettel überreichte, den sie rasch in ihr Mieder steckte. Dann verschwand er wieder im Haus, und die Primadonna kam allein die Treppe herab, um sich erneut unter die Gäste zu mischen. Ich glaube nicht, daß dieser höchst eigenartige Vorfall jemandem außer mir aufgefallen ist.

Erst lange nach Mitternacht verließen die Feiernden - müde, aber höchst zufrieden - das Fest und fuhren mit ihren Kutschen zu ihren Häusern oder Hotels zurück. Und ich eilte in die Redaktion der *New York World*, um sicherzustellen, daß Sie, meine verehrten Leser, als erste von den Ereignissen im Manhattan Opera House erfahren.

Die Vorlesung von Prof. Charles Bloom

*Journalistische Fakultät,
Columbia University, New York, März 1947*

Ladys und Gentlemen, junge Amerikaner, die Sie danach streben, eines Tages große Journalisten zu werden, ich möchte mich Ihnen vorstellen. Mein Name ist Charles Bloom. Ich habe fast fünfzig Jahre - hauptsächlich in dieser Stadt - als Journalist gearbeitet.

Um die Jahrhundertwende fing ich beim alten *New York American* als Redaktionsbote an und brachte es bis 1903 zum Lokalreporter, der täglich über alle interessanten Geschehnisse aus dieser Stadt zu berichten hatte.

Im Lauf der Jahre erlebte ich unzählige Ereignisse mit und berichtete über sie: Manche haben unsere Geschichte und die Welt verändert, manche sind nur tragisch gewesen. Ich war dabei, als Charles Lindbergh von einem in Nebel gehüllten Flugplatz aus zu seinem Flug über den Atlantik aufbrach und dann als Held wieder zurückkehrte. Ich berichtete über die Amtseinführung Franklin D. Roosevelt und vor zwei Jahren über seinen Tod. Ich war im Ersten Weltkrieg nie in Europa, aber ich verabschiedete unsere tapferen Soldaten, als sie den New Yorker Hafen verließen, um auf den Schlachtfeldern Flanderns zu kämpfen.

Vom *American*, wo ich mit einem Kollegen namens Damon Runyon sehr gut befreundet war, ging ich zur *Herald Tribune* und schließlich zur *Times*.

Ich berichtete über Morde und Selbstmorde, Mafia-

Bandenkriege und Bürgermeisterwahlen, Kriege und die Verträge, durch die sie beendet wurden, über prominente Besucher New Yorks und die Bewohner der Armenviertel. Ich lebte bei den Großen und Mächtigen, den Armen und Notleidenden, schrieb über die Taten der Guten und die der Bösen. Und alles in dieser einen Stadt, die niemals schläft und niemals stirbt.

Während des letzten Krieges gelang es mir, trotz meines Alters nach Europa geschickt zu werden. Ich flog Einsätze unserer B-17 über Deutschland mit was mir verdammt Angst einjagte, wie ich zugeben muß -, war Augenzeuge der deutschen Kapitulation vor fast zwei Jahren und berichtete zum Schluß über die Potsdamer Konferenz im Sommer 1945. Dort lernte ich den britischen Regierungschef Winston Churchill kennen, der während der Konferenz abgewählt und durch den neuen Premierminister Clement Attlee ersetzt wurde, und natürlich unseren eigenen Präsidenten Truman und sogar Stalin, einen Mann, der - so vermute ich - bald nicht mehr unser Freund sein wird.

Bei meiner Rückkehr war ich reif für den Ruhestand. Ich ging freiwillig, bevor ich hinausgedrängt wurde, und erhielt das freundliche Angebot des Dekans dieser Fakultät, hier als Gastdozent zu lesen und Ihnen einige der Dinge beizubringen, die ich mir selbst mühsam habe erarbeiten müssen.

Würde jemand mich fragen, welche Eigenschaften einen guten Journalisten ausmachen, würde ich sagen, es seien vier. Erstens sollten Sie immer versuchen, nicht nur Augenzeuge zu sein und zu berichten, sondern zu begreifen. Bemühen Sie sich, die Menschen zu verstehen, denen Sie begegnen, und die Ereignisse, die Sie sehen. Es gibt ein altes Sprichwort: Alles verstehen heißt alles verzeihen. Der Mensch kann nicht alles begreifen, weil er unvollkommen ist, aber er kann danach streben. Deshalb versuchen wir denen, die nicht dabei waren, aber informiert werden möchten, zu berichten, was sich

wirklich ereignet hat. Denn die zukünftige Geschichtsschreibung wird festhalten, daß wir die Zeitzeugen waren, daß wir mehr gesehen haben als die Politiker, Beamten, Bankiers, Finanziers, Großindustriellen und Generäle. Weil sie in ihren jeweiligen Welten gefangen waren, während wir uns auf vielen Schauplätzen tummelten. Wir sind schlechte Zeugen, wenn wir nur Fakten und Zahlen aneinanderreihen und den Lügen ebensoviel Glauben schenken wie der Wahrheit - dadurch entsteht ein falsches Bild.

Zweitens dürfen Sie nie aufhören zu lernen. Dieser Prozeß endet niemals. Seien Sie wie ein Eichhörnchen. Speichern Sie Informationen und Erkenntnisse, auf die Sie zufällig stoßen; Sie wissen nie, ob dieses Wissen nicht das entscheidende Teilchen eines Puzzles ist, das sonst unvollständig bliebe.

Drittens benötigen Sie eine ›Nase‹ für eine Story. Das bedeutet eine Art sechsten Sinn, ein Gefühl dafür, daß etwas nicht in Ordnung ist, daß etwas Seltsames vor sich geht, das sonst niemand zu sehen scheint. Gelingt es Ihnen nicht, diesen Spürsinn zu entwickeln, sind Sie vielleicht kompetent und gewissenhaft, ein durchaus brauchbarer Journalist, aber die eigentlichen Storys entgehen Ihnen, ohne daß Sie etwas davon ahnen: Sie nehmen an Pressekonferenzen teil, auf denen man Ihnen nur das sagt, was Sie nach Ansicht der maßgeblichen Stellen erfahren sollen. Sie berichten brav, was Sie gehört haben, ob wahr oder unwahr, spielt keine Rolle. Sie nehmen Ihren Gehaltsscheck in Empfang und gehen in dem Bewußtsein nach Hause, gute Arbeit geleistet zu haben. Aber ohne Spürsinn werden Sie niemals wie im Adrenalinrausch in eine Bar schlendern und wissen, daß Sie eben den größten Skandal des Jahres aufgedeckt haben, weil Ihnen eine zufällig hingeworfene seltsame Bemerkung, eine Kolonne gefälschter Zahlen, ein ungerechtfertigter Freispruch oder eine plötzlich fallengelassene Anklage aufgefallen ist, die alle Ihre Kollegen übersehen haben. In unserem Beruf kommt nichts diesem

Adrenalinrausch gleich; man fühlt sich wie ein Grand-Prix-Sieger, wenn man weiß, daß man soeben einen großen Exklusivbericht abgeliefert und die gesamte Konkurrenz aus dem Feld geschlagen hat.

Uns Journalisten ist es nicht bestimmt, geliebt zu werden. Wie Cops müssen wir uns einfach mit dieser Tatsache abfinden, wenn wir diesen seltsamen Beruf ergreifen wollen. Aber auch wenn die Großen und Mächtigen uns nicht mögen - sie brauchen uns!

Der Filmstar übersieht uns vielleicht, wenn er in seine Limousine steigt, aber wenn die Presse weder ihn noch seine Filme erwähnt, wenn sie monatelang weder sein Bild bringt noch über ihn berichtet, fordert sein Agent die seinem Star gebührende Aufmerksamkeit ein.

Der Politiker mag uns vielleicht verwünschen, wenn er an der Macht ist, aber würden wir ihn völlig ignorieren, wenn er wiedergewählt werden möchte oder einen Erfolg zu vermelden hat, müßte er bald um Beachtung betteln.

Die Großen und Mächtigen gefallen sich darin, auf die Presse herabzusehen, aber sie brauchen uns weiß Gott. Denn sie leben von und durch die Publicity, die wir ihnen verschaffen. Die Sportgrößen wollen, daß über ihre Leistungen berichtet wird. Die Gastgeberinnen der High Society schicken uns zum Dienstboteneingang, aber wenn wir nichts über ihre Wohltätigkeitsarbeit und gesellschaftlichen Erfolge schreiben, sind sie verzweifelt.

Journalismus ist eine Form der Macht. Falsch gebrauchte Macht ist Tyrannie, umsichtig gebrauchte hingegen eine Notwendigkeit, ohne die keine Gesellschaft auskommt. Das führt uns zu Regel Nummer vier: Es ist nicht unsere Aufgabe, uns dem Establishment anzuschließen, so zu tun, als gehörten wir durch unsere Nähe zu ihnen tatsächlich zum Kreis der Großen und Mächtigen. In einer Demokratie besteht unsere

Aufgabe darin zu sondieren, aufzudecken, zu kontrollieren, zu erhellen, zu enthüllen, zu fragen, zu verhören. Wir haben die Aufgabe, alles anzuzweifeln, bis die Informationen, die wir erhalten, sich als wahr erwiesen haben. Da wir Macht besitzen, werden wir von den Marktschreieren, den Schwindlern, den Scharlatanen, den Quacksalbern aus Finanzwesen, Handel, Industrie, Showgeschäft und vor allem der Politik hofiert.

Ihre Dienstherrn sollten allein die Wahrheit und der Leser sein. Kriechen Sie niemals, weichen Sie nicht zurück, lassen Sie sich nicht einschüchtern, und vergessen Sie nicht, daß der Leser für sein Geld das gleiche Recht hat, die Wahrheit zu erfahren, wie der Senat. Bleiben Sie daher Macht und Privilegien gegenüber skeptisch, dann werden Sie uns allen Ehre machen.

Und da die Zeit fortgeschritten ist und Sie nach einem anstrengenden Studentag sicher müde sind, will ich Ihnen in der mir heute verbleibenden Zeit eine Geschichte erzählen. Eine Geschichte über eine Geschichte. Nein, dies ist keine Story, in der ich der triumphierende Held war, ganz im Gegenteil. Es ist eine Story, deren dramatische Zuspitzung ich nicht erkannte, weil ich jung und unbekümmert war und nicht wirklich begriff, was sich vor meinen Augen abspielte.

Außerdem ist dies die einzige Geschichte in meinem Leben, über die ich nie berichtet habe, obwohl in den Archiven die Einzelheiten darüber zu finden sind, die von der Polizei später zur Veröffentlichung durch die Presse freigegeben wurden. Aber ich war dabei; ich habe alles gesehen, ich hätte es wissen müssen, doch ich habe es nicht erkannt - einer der Gründe, warum ich sie nie abgeliefert habe. Ein anderer ist, daß es Dinge gibt, die Menschen vernichten würden, wenn alle Welt davon erfuhr. Manche verdienen eine öffentliche Bloßstellung, und ich habe sie kennengelernt: Nazigeneräle, Mafiabosse, korrupte Gewerkschaftsführer und bestechliche Politiker. Doch die meisten Menschen verdienen sie nicht, und

das Leben mancher ist schon an sich so tragisch, daß eine Preisgabe ihres Elends ihren Schmerz nur verdoppeln würde. Obwohl ich damals bei Randolph Hearsts Sensationspresse arbeitete und meinen Hut hätte nehmen müssen, wenn der Chefredakteur mir auf die Schliche gekommen wäre, war das Erlebte zu traurig, als daß ich darüber hätte schreiben können. Jetzt, vierzig Jahre später, ist alles nicht mehr so wichtig.

Meine Geschichte spielt im Winter 1906. Ich war vierundzwanzig, ein New Yorker Straßenjunge und stolz darauf, Reporter beim *American* zu sein. Ich liebte meine Arbeit. Aus heutiger Sicht kann ich über meine damalige Arroganz nur staunen. Ich war impertinent, von mir selbst überzeugt, begriff aber sehr wenig.

Im Dezember dieses Jahres empfing die Stadt eine der berühmtesten Opernsängerinnen der Welt, eine gewisse Christine de Chagny. Sie war der Star der Eröffnungswoche eines neuen Opernhauses, der Manhattan Opera, die nach drei Jahren wieder schließen mußte. Die Diva war zweunddreißig, schön und sehr charmant. Außer ihrem zwölfjährigen Sohn Pierre hatte sie eine Kammerzofe und den Hauslehrer des Jungen, einen irischen Priester namens Joseph Kilfoyle, in ihrem Gefolge. Und ihre beiden Sekretäre. Sie traf einige Tage vor der Eröffnungsgala, die am dritten Dezember 1906 in der Manhattan Opera stattfand, ohne ihren Ehemann ein, der am zweiten Dezember mit einem späteren Schiff nachkam, weil er durch die Verwaltung seiner Ländereien in der Normandie aufgehalten worden war.

Obwohl ich nichts von Opern verstand, begriff ich, daß ihre Ankunft eine Sensation war, weil vor ihr noch nie eine berühmte Sängerin den Atlantik überquert hatte, um in New York aufzutreten. Die ganze Stadt lag ihr zu Füßen. Durch ein wenig Glück und Chuzpe hatte ich es geschafft, daß sie mir gestattete, ihr Cicerone in New York zu sein. Das war ein traumhafter Job. Da sie ständig von der Presse verfolgt wurde,

schirmte ihr Gastgeber, der Opernimpresario Oscar Hammerstein, sie vor der Galapremiere völlig ab. Das galt aber nicht für mich: Ich hatte Zutritt zu ihrer Suite im Waldorf-Astoria und konnte täglich über ihren Tagesablauf und ihre Termine berichten. Das war äußerst förderlich für meine Karriere in der Lokalredaktion des *American*.

Um uns herum ging jedoch etwas Mysteriöses und Seltsames vor sich, das ich nicht zu erkennen vermochte. Dieses ›Etwas‹ war eine bizarre und schwer zu fassende Gestalt, die beliebig auftauchte und wieder verschwand, aber offenbar eine wichtige Rolle hinter den Kulissen spielte.

Angefangen hatte alles mit einem Brief, den ein aus Paris angereister Anwalt persönlich überbringen sollte. Rein zufällig gelang es dank meiner Hilfe, diesen Brief seinem Adressaten in der Zentrale eines der reichsten und mächtigsten New Yorker Konzerne zu übergeben. Dort im Konferenzraum erhaschte ich einen flüchtigen Blick auf diesen Mann. Er starre mich durch einen Spion in der Wand an; ein gräßlich entstelltes Gesicht war hinter einer Maske verborgen. Ich dachte nicht weiter darüber nach, denn niemand wollte mir glauben.

Die eigentlich für die Eröffnungsgala der Manhattan Opera vorgesehene Primadonna wurde vier Wochen nach ihrer Verpflichtung wieder ausgeladen und die französische Diva für eine astronomisch hohe Gage nach New York geholt. Außerdem kamen Gerüchte auf, Oscar Hammerstein habe einen geheimen und noch reicheren Geldgeber, einen unsichtbaren Finanzier und Teilhaber, der ihn angewiesen habe, diese Änderung vorzunehmen. Ich hätte den Zusammenhang ahnen müssen, tat es aber nicht.

Am Ankunftstag der Lady auf einer Pier am Hudson tauchte das seltsame Phantom erneut auf. Diesmal bekam ich es nicht zu Gesicht, aber ein Kollege sah es. Die Beschreibung war identisch: eine einsame Gestalt mit einer Maske vor dem Gesicht, die vom Dach eines Lagerhauses aus die Ankunft der

Primadonna beobachtete. Auch diesmal begriff ich den Zusammenhang nicht. Wie sich später herausstellte, hatte er sie offenbar herübergeholt, ohne sich um Hammersteins Einwände zu kümmern. Aber warum?

Das bekam ich später heraus - aber da war es schon zu spät.

Ich lernte die Lady wie gesagt kennen; sie schien mich zu mögen und lud mich in ihre Suite ein, um mir ein Exklusivinterview zu gewähren. Dort packte ihr Sohn ein anonymes Geschenk aus, eine Spieluhr in Form eines Affen. Als Mme. de Chagny die Melodie hörte, die er spielte, war sie wie vom Blitz getroffen. Sie flüsterte: »»Masquerade«. Vor dreizehn Jahren. Er muß hier sein.« Und trotzdem kam mir noch immer keine Erleuchtung.

Sie wollte unbedingt herausfinden, woher der Affe stammte, und ich vermutete, er sei aus einem Spielzeugladen auf Coney Island. Zwei Tage später fuhren wir alle gemeinsam dorthin: Ich spielte für die Gruppe den Führer. Wieder passierte etwas sehr Seltsames, und wieder schrillten bei mir keine Alarmglocken.

Die Gruppe bestand aus der Primadonna, ihrem Sohn Pierre, dessen Hauslehrer Pater Joe Kilfoyle und mir.

Da Spielsachen mich nicht interessierten, vertraute ich Mme. de Chagny und ihren Sohn dem Funmaster an, der den Vergnügungspark leitete. Ich verzichtete darauf, den Spielzeugladen selbst zu betreten. Das hätte ich jedoch tun sollen, denn wie sich herausstellte, war der Mann, der den Gästen das reichhaltige Sortiment vorführte, kein anderer als der Mann, der sich Darius nannte und den ich vor einigen Wochen bei der Zustellung des Briefs in dem Hochhaus kennengelernt hatte. Von dem Funmaster, der immer in der Nähe gewesen war, erfuhr ich später, dieser Mann habe ihm zwar seine Dienste als Experte für Spielzeug angeboten, aber in Wirklichkeit nichts anderes getan, als den Jungen unauffällig

nach seinen Familienverhältnissen auszufragen.

Jedenfalls machte ich mit dem katholischen Priester einen Strandspaziergang, während die Vicomtesse und ihr Sohn sich die Spielsachen im Laden anschauten. Offenbar gab es ein ganzes Regal mit Spielzeugaffen, von denen jedoch keiner die eigenartige Melodie konnte, die der erste in ihrer Suite im Waldorf-Astoria gespielt hatte.

Dann wollte Mme. de Chagny auf Drängen des Funmasters das Spiegelkabinett besichtigen. Auch dort ging ich nicht mit, weil mich niemand dazu aufgefordert hatte. Schließlich schlenderte ich zum Vergnügungspark zurück, um nachzusehen, ob die Gruppe ihren Besuch beendet hatte und nach Manhattan zurückkehren wollte.

Ich sah, wie der irische Priester den Jungen zu der Kutsche, die wir uns an der Hochbahnstation genommen hatten, zurückbegleitete, und bemerkte - allerdings nur am Rande -, daß neben ihr eine weitere Kutsche stand. Das war eigenartig, denn der Vergnügungspark war ansonsten menschenleer.

Ich befand mich auf halber Strecke zwischen dem Spiegelkabinett und den Ausgängen, als eine Gestalt auftauchte, die wie in Panik auf mich zugerannt kam. Das war Darius - nach außen hin der Präsident des Konzerns, dessen wahrer Boß der geheimnisvolle Mann mit der Maske zu sein schien. Ich glaubte, er laufe auf mich zu, aber er hetzte an mir vorbei, ohne mich zu bemerken. Er kam aus dem Spiegelkabinett. Als er an mir vorbeihastete, rief er etwas, das nicht für mich, sondern für den Seewind bestimmt zu sein schien. Ich konnte es nicht verstehen. Es war nicht Englisch, aber da ich schon immer ein gutes Ohr für Laute hatte - wenn auch nicht immer für ihre Bedeutung -, holte ich meinen Bleistift heraus und notierte mir, was ich gehört zu haben glaubte.

Später, viel später und viel zu spät, fuhr ich nach Coney

Island und sprach nochmals mit dem Funmaster, der mir sein Journal zeigte, in dem er alles festgehalten hatte, was im Spiegelkabinett in meiner Abwesenheit geschehen war. Hätte ich diese Aufzeichnungen nur früher gesehen, hätte ich begriffen, was vor sich ging, und etwas tun können, um die späteren Ereignisse zu verhindern. Aber ich bekam das Journal nicht zu sehen und verstand keine drei Worte Lateinisch.

Nun, jungen Leuten wie Ihnen mag das seltsam erscheinen, aber damals herrschte eine ziemlich strenge Kleiderordnung. Man erwartete von jungen Männern, daß sie stets dunkle Anzüge, oft mit Weste, und dazu brettsteif gestärkte weiße Kragen und Manschetten trugen. Leider hatte das eine Wäscherechnung zur Folge, die junge Männer mit kargem Lohn sich nicht leisten konnten. Daher trugen viele von uns abknöpfbare weiße Zelloidkragen und -manschetten, die man abends abnehmen und mit einem feuchten Tuch sauberwischen konnte. So war es möglich, ein Hemd mehrere Tage lang anzuziehen. Ohne mein Notizbuch aus der Jackentasche zu ziehen, notierte ich mir die Worte des Mannes, den ich nur als Darius kannte, auf meiner linken Manschette.

Er wirkte wie ein Wahnsinniger, als er an mir vorbeirannte, völlig anders als ich ihn in Erinnerung hatte, nämlich als kalte, distanzierte Führungskraft. Seine weit aufgerissenen schwarzen Augen blickten starr, sein Gesicht war wie zuvor leichenblaß, und sein rabenschwarzes Haar flatterte im Wind. Ich drehte mich um, weil ich wissen wollte, wohin er lief, und sah ihn den Ausgang des Vergnügungsparks erreichen. Dort begegnete er dem irischen Priester, der den Jungen in die Kutsche gesetzt hatte und zurückkam, um dessen Mutter zu suchen.

Als Darius den Priester sah, blieb er wie angewurzelt stehen, und die beiden starrten sich einige Sekunden lang an. Obwohl ich dreißig Meter von ihnen entfernt war, konnte ich die Spannung spüren. Sie glichen zwei Pitbulls, die sich am Tag vor einem Kampf begegnen. Dann lief Darius zu seiner eigenen

Kutsche und jagte davon.

Pater Kilfoyle kam mit grimmigem und nachdenklichem Gesicht den Weg entlang. Mme. de Chagny tauchte blaß und sichtlich mitgenommen aus dem Spiegelkabinett auf. Ich befand mich inmitten eines Dramas und verstand noch immer nicht, was sich hier abspielte. Auf der Rückfahrt zur Hochbahnstation und danach im Zug nach Manhattan waren wir alle außer dem Jungen schweigsam. Er erzählte mir fröhlich plappernd vom Besuch im Spiegelkabinett.

Den letzten Hinweis erhielt ich drei Tage später. Die Eröffnungsgala war ein Triumph, eine neue Oper, deren Titel ich im Augenblick vergessen habe - nun, ich bin eben nie ein Opernfan gewesen. Mme. de Chagny sang offenbar wie ein Engel und rührte das halbe Publikum zu Tränen. Anschließend gab es auf der Bühne eine tolle Premierenparty. Präsident Teddy Roosevelt und die Superreichen der New Yorker Gesellschaft waren anwesend; zu den Gästen gehörten Boxer, Schauspieler, Filmregisseure und Berühmtheiten wie Buffalo Bill - ja, junge Dame, ich habe ihn tatsächlich noch kennengelernt -, die alle der jungen Primadonna zu Füßen lagen.

Da die Oper im Amerikanischen Bürgerkrieg spielte, bestand das Bühnenbild der ersten Szene aus der Fassade eines prächtigen Herrenhauses auf einer Plantage in Virginia mit erhöhtem Portal, von dem rechts und links je eine Treppe auf die Bühne hinunterführte. Als die Premierenfeier längst in vollem Gange war, erschien oben im Portal des Hauses ein Mann.

Ich erkannte ihn sofort - oder glaubte es jedenfalls. Er hatte noch sein Kostüm an, die Uniform eines verwundeten Hauptmanns der Nordstaatenarmee, der so schwere Kopfverletzungen erlitten hatte, daß der größte Teil seines Gesichts mit einer Maske bedeckt war. Er hatte im letzten Akt ein leidenschaftliches Duett mit Mme. de Chagny gesungen

und ihr den Verlobungsring zurückgegeben. Eigenartigerweise trug er auch jetzt - lange nach der Vorstellung - noch immer seine Maske. Dann wurde mir endlich klar, weshalb. Dies *war* das Phantom, der geheimnisvolle Unbekannte, dem so viel von New York zu gehören schien, der mit seinem Geld das Manhattan Opera House hatte erbauen und die französische Primadonna über den Atlantik holen lassen, damit sie hier auftrat. Aber warum? Das sollte ich erst erfahren, als es zu spät war.

Ich unterhielt mich gerade mit dem Vicomte de Chagny, einem charmanten Mann, der unglaublich stolz auf den Erfolg seiner Frau und entzückt darüber war, daß sie gerade die Bekanntschaft unseres Präsidenten gemacht hatte. Über seine Schulter hinweg sah ich die Diva die Treppe zum Portal hinaufeilen und mit der Gestalt reden, die ich jetzt für das Phantom hielt. Ich wußte, daß es wieder der Unbekannte war, und hatte den Eindruck, sie stehe in seinem Bann. Damals wußte ich noch nicht, daß die beiden sich dreizehn Jahre zuvor in Paris nahegestanden hatten - und noch einiges mehr.

Bevor sie sich trennten, steckte er ihr eine Nachricht auf einem klein zusammengefalteten Zettel zu, den sie in ihr Mieder schob. Dann verschwand er, wie es seine Art war: eben noch da, im nächsten Augenblick schon wieder weg.

Eine ebenfalls anwesende Klatschkolumnistin des Konkurrenzblatts *New York World*, das Pulitzer gehörte, schrieb am nächsten Tag, sie habe diesen Vorfall beobachtet, den außer ihr offenbar niemand sonst bemerkt hatte. Sie täuschte sich. Auch mir war er nicht entgangen. Deshalb behielt ich die Diva den Rest des Abends im Auge, und tatsächlich kehrte sie den Gästen nach einiger Zeit den Rücken, entfaltete den Zettel und las die Nachricht. Dann sah sie sich um, knüllte ihn zusammen und warf ihn in einen der für leere Flaschen und gebrauchte Servietten vorgesehenen Abfallbehälter. Wenig später fischte ich ihn dort heraus. Und

für den Fall, daß Sie sich dafür interessieren, habe ich ihn heute mitgebracht.

An jenem Abend stopfte ich ihn einfach in die Tasche. Er lag eine Woche lang in meinem kleinen Apartment auf der Kommode. Ich habe ihn als einziges Andenken an die Ereignisse von damals behalten. Die Nachricht lautete: *Laß mich den Jungen nur noch einmal sehen. Laß mich ein letztes Lebewohl sagen. Bitte. Am Tag Deiner Abreise. Bei Tagesanbruch im Battery Park, Erik.*

Erst da reimte ich mir einiges zusammen. Der heimliche Verehrer vor ihrer Hochzeit, vor dreizehn Jahren in Paris. Der verschmähte Liebhaber, der nach Amerika ausgewandert und reich und mächtig geworden war, um ein eigenes Opernhaus zu erbauen und sie als Primadonna zu engagieren. Wirklich eine rührende Geschichte, aber eher für eine romantische Romanautorin bestimmt als für einen mit allen Wassern gewaschenen New Yorker Reporter, für den ich mich hielt. Aber warum war er maskiert? Warum kam er nicht und plauderte mit ihr wie alle anderen? Auf diese Fragen wußte ich noch immer keine Antwort. Und ich bemühte mich auch nicht darum, was ein Fehler war.

Jedenfalls sang die Lady an sechs Abenden und erntete tosenden Applaus, so daß das Haus fast einstürzte. Am achten Dezember trat sie zum letztenmal auf. Dame Nellie Melba, eine andere Primadonna, die weitweit einzige Konkurrentin der Französin, wurde am zwölften Dezember in New York erwartet. Mme. de Chagny, ihr Ehemann, ihr Sohn und der übrige Troß würden an Bord der ›RMS City of Paris‹ nach Southampton fahren, weil die Diva im Londoner Covent Garden auftreten sollte. Die Abreise war für den zehnten Dezember geplant, und als Dank für die mir erwiesene Freundlichkeit wollte ich am Hudson sein, um sie zu verabschieden. Unterdessen wurde ich von ihrem Gefolge praktisch als Familienmitglied akzeptiert. Bei der privaten

Abschiedsparty in ihrer Luxuskabine auf dem Schiff würde ich mein letztes Exklusivinterview für meine Zeitung bekommen. Danach konnte ich wieder über Mörder und ihre Untaten, die Bullen und die Bosse der Tammany Hall berichten.

In der Nacht zum zehnten Dezember schliefl ich schlecht. Ich weiß nicht, woran es lag, aber Sie alle wissen, daß es Nächte gibt, in denen man nach einer gewissen Zeit erkennt, daß es keinen Zweck hat, wieder einschlafen zu wollen. Da ist es besser, gleich aufzustehen. Also stand ich um fünf Uhr auf. Ich wusch und rasierte mich und zog dann meinen besten Anzug an. Ich befestigte meinen steifen Kragen mit dem hinteren und vorderen Kragenknopf und band mir die Krawatte. Ohne darauf zu achten, welche ich nahm, griff ich nach zwei steifen Manschetten, von denen ein halbes Dutzend auf meiner Kommode lag, und schob sie über meine Handgelenke. Da ich so früh dran war, überlegte ich mir, ob ich nicht ins Waldorf Astoria hinübergehen und mit den de Chagnys frühstückten sollte. Um das Geld für eine Droschke zu sparen, ging ich zu Fuß und traf um zehn vor sieben ein. Es war noch immer dunkel, aber im Frühstücksraum saß Pater Kilfoyle allein bei einer Tasse Kaffee. Er winkte mich herbei und begrüßte mich gutgelaunt.

»Ah, Mr. Bloom«, sagte er, »nun müssen wir also Ihre große Stadt verlassen. Sie sind gekommen, um sich von uns zu verabschieden, nicht wahr? Wie nett von Ihnen. Aber etwas heißer Porridge und Toast geben Ihnen Kraft für den Tag. Ober...« Wenig später gesellte sich der Vicomte zu uns und wechselte mit dem Priester einige Worte auf französisch. Ich verstand nicht, was die beiden sprachen, fragte aber, ob die Vicomtesse und Pierre auch zum Frühstück herunterkommen würden. Pater Kilfoyle nickte zum Vicomte hinüber und erklärte mir, Madame sei in Pierres Zimmer gegangen, um ihn reisefertig zu machen; das hatte er anscheinend soeben erfahren. Ich glaubte es besser zu wissen, hielt aber den Mund.

Es war ihre Privatsache und ging mich nichts an, wenn die Lady für kurze Zeit verschwinden wollte, um ihrem merkwürdigen Gönner Lebewohl zu sagen. Ich rechnete damit, daß sie gegen acht Uhr in einer Droschke vorfahren und uns in ihrer charmanten Art und mit ihrem gewinnenden Lächeln begrüßen würde.

So saßen wir zu dritt am Tisch und bemühten uns, Konversation zu machen. Ich fragte den Priester, ob ihm New York gefallen habe. Sehr, antwortete er, eine schöne Stadt, in der er überall Landsleuten begegnet sei. Und Coney Island?, fragte ich. Daraufhin machte er ein grimmiges Gesicht. Ein seltsamer Ort, sagte er, mit seltsamen Leuten. Der Funmaster?, fragte ich weiter. Der... und andere, sagte er.

In meiner Naivität trat ich in alle erdenklichen Fettnäpfchen. Oh, Sie meinen Darius, sagte ich. Er wirbelte herum, und der Blick seiner blauen Augen schien mich zu durchbohren. Woher kennen Sie ihn?, fragte er. Ich bin ihm schon einmal begegnet, antwortete ich. Erzählen Sie mir, wann und wo?, und das war mehr ein Befehl als eine Bitte. Aber die Angelegenheit mit dem Brief erschien mir harmlos, weshalb ich ihm meine Begegnung mit dem Pariser Anwalt Dufour und unseren Besuch in der Penthousesuite des höchsten Wolkenkratzers der Stadt schilderte. Mir war einfach nicht bewußt, daß Pater Kilfoyle nicht nur der Hauslehrer des Jungen, sondern auch der Beichtvater des Ehepaars de Chagny war.

Während wir uns noch unterhielten, hatte der Vicomte, der sich anscheinend langweilte, weil er zuwenig Englisch verstand, sich entschuldigt und war wieder hinaufgegangen. Ich fuhr mit meiner Erzählung fort und berichtete, wie überrascht ich gewesen war, als Darius im Vergnügungspark sichtlich verwirrt an mir vorbeigerannt war, drei unverständliche Wörter gerufen, sich ein kurzes Blickduell mit Pater Kilfoyle geliefert hatte und dann weggefahren war. Der Priester hörte mir schweigend zu, dann fragte er: Wissen Sie

noch, was er gerufen hat? Ich erklärte ihm, das seien ausländische Wörter gewesen, aber ich hätte notiert, was ich glaubte gehört zu haben - auf meiner linken Zelloidmanschette.

In diesem Augenblick kam M. de Chagny zurück.

Er wirkte besorgt und sprach hastig auf französisch mit Pater Kilfoyle, der für mich dolmetschte. »Sie sind nicht da. Mutter und Sohn sind nirgends zu finden.« Ich wußte natürlich, warum, und versuchte sie zu beruhigen, indem ich sagte: »Machen Sie sich keine Sorgen, sie sind zu einem Treffen gefahren.«

Der Priester starre mich durchdringend an, vergaß aber zu fragen, woher ich das wußte. Er wiederholte lediglich das eine Wort: Treffen? »Nur um einem alten Freund, einem Mr. Erik, Lebewohl zu sagen«, fügte ich hinzu, immer noch bemüht zu helfen. Der Ire starre mich weiter an; dann schien ihm einzufallen, worüber wir gesprochen hatten, bevor der Vicomte zurückgekommen war. Er griff über den Tisch, packte meinen linken Unterarm, zog ihn zu sich heran und drehte ihn um.

Und da standen sie, die drei mit Bleistift geschriebenen Wörter. Zehn Tage lang hatte diese Manschette zwischen den anderen auf meiner Kommode gelegen, und genau an diesem Morgen hatte ich zufällig wieder nach ihr gegriffen und sie über mein Handgelenk gestreift. Pater Kilfoyle warf einen Blick darauf und sagte nur ein Wort. Ich hätte nie gedacht, daß katholische Priester es kannten oder gar benutzten. Aber *er* gebrauchte es. Dann sprang er auf, zog mich vom Stuhl hoch und brüllte mich an: »Um Himmels willen, wo ist sie hingefahren?«

»Battery Park«, krächzte ich.

Er rannte in Richtung Hotelhalle, während der unglückliche Vicomte und ich hinter ihm herliefen. Wir stürmten durch den Hauptausgang hinaus und sahen unter dem Vordach eine

zweispännige Droschke stehen, in die eben ein Gentleman mit Zylinder einsteigen wollte. Der Ärmste wurde am Jackett gepackt und beiseite geschleudert, als der Mann in der Soutane in den Wagen sprang und dem Kutscher zurief: »Battery Park! Und fahren Sie so schnell Sie können!« Ich kam gerade noch rechtzeitig, um nach ihm in die Kutsche zu klettern, und zog den armen Franzosen zu uns herein, als die Droschke bereits auf die Straße abbog.

Während der Fahrt hockte Pater Kilfoyle mit hochgezogenen Schultern in einer Ecke und umklammerte mit beiden Händen das Kreuz, das er an einer Kette um den Hals trug. Er murmelte voller Inbrunst: »Heilige Maria, Mutter Gottes, gib, daß wir noch rechtzeitig kommen.« Als er einmal eine Pause machte, beugte ich mich zu ihm hinüber und zeigte auf die mit Bleistift auf meine Manschette gekritzten Wörter. »Was heißt das?« fragte ich. Er schien einige Zeit zu brauchen, um sich auf mein Gesicht zu konzentrieren.

»*delendus est filius*«, las er vor. »Die Worte bedeuten: *der Sohn muß vernichtet werden*.« Mir war übel, als ich mich wieder zurücklehnte.

Nicht der Primadonna, sondern ihrem Sohn drohte Gefahr von dem Rasenden, der auf Coney Island an mir vorbeigerannt war. Aber eine Frage blieb trotzdem offen: Warum sollte Darius, auch wenn er vielleicht von dem Gedanken besessen war, das Vermögen seines Herrn zu erben, den Sohn des französischen Ehepaars ermorden wollen? Während die Droschke den fast leeren Broadway hinunterratterte, begann der MorgenhimmeL sich im Osten rosa zu verfärben. Als wir das Haupttor in der State Street erreichten, sprang der Priester aus dem Wagen und rannte in den Park.

Damals sah der Battery Park anders aus als jetzt. Heute lungern auf den Rasenflächen Penner und Obdachlose herum. Damals war er ein stiller und friedlicher Ort mit Promenaden und Fußpfaden, die vom Castle Clinton ausgingen,

dazwischenliegenden Sitznischen und Lauben mit Steinbänken. In irgendeiner von ihnen würden wir vielleicht die Personen finden, die wir suchten.

Vor dem Parktor bemerkte ich drei unterschiedliche Wagen. Einer war eine geschlossene vierrädrige Kutsche in den Farben und mit dem Wappen des Hotels Waldorf-Astoria - offenbar der Zweispänner, der die Vicomtesse und ihren Sohn hergebracht hatte. Der Fahrer saß in der Morgenkälte zusammengekauert auf seinem Kutschbock. Der zweite Wagen war ebenso groß, aber neutral lackiert; trotzdem ließen Aussehen und Zustand darauf schließen, daß er einem reichen Mann oder einem Unternehmen gehörte.

Etwas weiter entfernt stand eine kleine Kutsche, die Kalesche für Selbstfahrer, die ich vor zehn Tagen außerhalb des Vergnügungsparks gesehen hatte. Darius schien also ebenfalls hier zu sein, und wir durften keine Zeit verlieren. Wir rannten alle so schnell wir konnten durch das Tor in den Park.

Dort teilten wir uns auf und liefen in verschiedene Richtungen. Zwischen den Bäumen und Hecken hing noch die Dämmerung, und menschliche Gestalten waren nur schwer von den vielen Büschen zu unterscheiden. Nachdem ich mehrere Minuten lang kreuz und quer herumgehastet war, hörte ich Stimmen: eine männliche, tief und wohltönend, und eine weibliche, die der schönen Opernsängerin. Ich überlegte, ob ich näher herantreten oder zurücklaufen und versuchen sollte, die anderen zu finden. Dann schlich ich mich jedoch näher heran, bis ich hinter einer eckig geschnittenen Buchsbaumhecke stand, die eine Lichtung zwischen den Bäumen begrenzte.

Ich hätte mich sofort bemerkbar machen und eine Warnung ausrufen sollen. Aber der Junge war nicht da. Einen Augenblick lang hoffte ich, die Vicomtesse habe ihn vielleicht doch im Hotel gelassen. Also blieb ich stehen, um zu lauschen. Die beiden standen sich auf der kleinen Lichtung gegenüber;

ihre halblauten Stimmen waren noch an der Stelle, wo ich mich hinter der Hecke duckte, deutlich zu hören.

Der Mann trug wie immer eine Maske, aber als ich ihn mir näher ansah, erkannte ich sofort, daß er der Ersatzmann war, der mit der Primadonna auf der Opernbühne das bewegende Duett gesungen hatte. Die Stimme war unverkennbar dieselbe, obwohl ich ihn hier erstmals reden hörte.

»Wo ist Pierre?« fragte er.

»Noch in der Kutsche«, antwortete sie. »Ich habe ihn gebeten, uns für kurze Zeit allein zu lassen. Er müßte bald kommen.«

Mein Herz machte einen Freudensprung. Wenn der Junge sich noch in der Kutsche befand, bestanden gute Chancen, daß Darius, der ihn irgendwo im Park suchte, ihn nicht finden würde.

»Was willst du von mir?« fragte sie das Phantom.

»Ich bin mein ganzes Leben lang abgelehnt und zurückgewiesen, mit Grausamkeit und Spott behandelt worden. Warum... das weißt du nur allzugut. Nur einmal, vor vielen Jahren, habe ich für eine flüchtige Stunde geglaubt, Liebe gefunden zu haben.«

»Nein, Erik, das stimmt nicht. Einst glaubte ich, du seist ein Geist, ein unsichtbarer Engel der Musik. Später erfuhr ich, daß du in jeder Beziehung ein Mann bist. Dann lernte ich dich fürchten, deine Kraft, deinen manchmal wilden Zorn, dein Genie. Doch diese Angst war immer mit Faszination gepaart - wie die Angst eines Kaninchens vor der Schlange.

An jenem letzten Abend, am See tief unter der Oper, empfand ich eine so unbeschreibliche Angst, daß ich dachte, ich müßte daran sterben. Ich war halb ohnmächtig, als passierte, was... passiert ist. Als du Raoul und mich verschont hast und wieder im Dunkel verschwunden bist, glaubte ich, dich nie mehr wiederzusehen. Aber ich konnte besser

verstehen, was du alles durchgemacht hattest, und Mitleid und Zärtlichkeit für meinen so grausam Ausgestoßenen empfinden. Aber Liebe, wahre Liebe, die Leidenschaft, die du für mich gespürt hast... das konnte ich nicht fühlen. Du hättest mich lieber hassen sollen.«

»Niemals Haß, Christine. Nur Liebe. Ich habe dich damals geliebt und liebe dich heute und werde dich immer lieben. Aber jetzt finde ich mich mit den Tatsachen ab. Die Wunde ist endlich vernarbt. Es gibt noch eine andere Liebe. Die zu meinem Sohn. Zu unserem Sohn. Was wirst du ihm über mich erzählen?«

»Daß er hier in Amerika einen Freund, einen wahren und lieben Freund hat. In sechs Jahren werde ich ihm die Wahrheit sagen. Daß du sein richtiger Vater bist. Und er wird sich entscheiden. Wenn er akzeptieren kann, daß Raoul zwar alles für ihn gewesen ist, was ein Vater sein kann, und alles für ihn getan hat, was ein Vater tun kann, aber dennoch nicht sein richtiger Vater ist - dann kommt er zu dir und hat meinen Segen.«

Ich stand wie angewurzelt hinter der Hecke, so sehr verblüffte mich das Gehörte. Plötzlich begriff ich die Zusammenhänge: der Brief aus Paris, der diesen seltsamen Einsiedler darüber aufgeklärt hatte, daß er einen leiblichen Sohn hatte, sein geheimer Plan, Mutter und Sohn nach New York zu holen, seine verzweifelten Bemühungen, sie beide zu sehen, und am erschreckendsten der rasende Haß, mit dem Darius den Jungen, der ihn jetzt als Erbe des Multimillionärs verdrängen würde, verfolgte.

Darius... Ich erinnerte mich plötzlich daran, daß auch er irgendwo im Schatten der Bäume unterwegs war. Ich wollte gerade mit der längst überfälligen Warnung hervorstürzen, als ich von rechts Schritte näher kommen hörte. Zur gleichen Zeit ging die Sonne auf, überflutete das Wäldchen mit ihrem Licht und färbte den nachts gefallenen Schnee rosarot. Dann tauchten

drei Personen auf.

Rechts von mir erschienen auf getrennten Wegen - der Vicomte und der Priester. Beide blieben unvermittelt stehen, als sie den Mann in dem weiten Cape, mit dem breitkrempigen Hut und der Maske, die stets sein Gesicht verdeckte, mit Mme. de Chagny reden sahen. »Le Phantome«, hörte ich den Vicomte laut flüstern, Von links kam der Junge herbeigerannt. Gleichzeitig hörte ich irgendwo in meiner Nähe ein leises Klicken. Ich drehte mich nach diesem Geräusch um.

Zwischen zwei großen Büschen, knapp zehn Meter entfernt, in den verbliebenen tiefen Schatten fast unsichtbar, kauerte die Gestalt eines Mannes. Er war ganz in Schwarz gekleidet, aber ich sah flüchtig sein kreidebleiches Gesicht und etwas mit einem langen Lauf, das er in der rechten Hand hielt. Ich holte Luft und öffnete den Mund, um eine Warnung auszustoßen, aber dafür war es schon zu spät. Die Ereignisse folgten nun so rasch aufeinander, daß ich sie sozusagen in Zeitlupe wiedergeben muß, um sie Ihnen zu schildern.

Pierre rief seiner Mutter zu: »Maman, können wir jetzt ins Hotel zurückfahren?« Sie drehte sich mit ihrem strahlenden Lächeln zu ihm um, breitete die Arme aus und sagte. »Oui, cheri.« Er rannte weiter. Die Gestalt zwischen den Büschen erhob sich, streckte den Arm aus und folgte dem laufenden Jungen mit einer Waffe, die sich als Navy Colt herausstellen sollte. Nun rief ich meine Warnung aus, aber mein Schrei wurde von einem lauten Knall übertönt.

Der Junge erreichte seine Mutter und warf sich ihr in die Arme. Um nicht durch sein Gewicht umgeworfen zu werden, hob sie ihn ein wenig hoch und drehte sich dabei halb im Kreis, wie es Eltern manchmal tun. Mein Warnschrei und das Krachen des Colts erklangen gleichzeitig. Ich sah die schöne junge Frau erschauern, als habe ein Schlag sie in den Rücken getroffen - was wirklich der Fall war, denn durch ihre Drehung hatte sie die für ihren Sohn bestimmte Kugel aufgefangen.

Als der Schuß fiel, warf der Mann mit der Maske sich herum, sah die Gestalt zwischen den Büschen, zog etwas aus seinem Umhang, streckte seinen Arm aus und drückte ab. Ich hörte den Knall des winzigen Derringer mit einer einzigen Kugel, aber eine genügte. Zehn Meter von mir entfernt schlug der Mörder beide Hände vors Gesicht. Als er fiel, stürzte er zwischen den Büschen hervor in den Schnee und blieb im frostigen Morgenlicht auf dem Rücken liegen. In der Mitte seiner Stirn befand sich ein einzelnes schwarzes Loch.

Ich verharrte wie angewurzelt in meinem Versteck hinter der Hecke und war zu keiner Bewegung fähig. Für alles, was ich hätte tun können, war es jetzt zu spät, ich hatte so viel gehört und gesehen und so wenig begriffen.

Beim zweiten Schuß ließ der Junge, der noch immer nichts begriff, seine Mutter los, die auf die Knie sank. Auf ihrem Rücken breitete sich bereits ein roter Fleck aus. Das weiche Bleigeschoß hatte ihren Körper nicht durchschlagen und den Sohn in ihren Armen getroffen, sondern war in ihr steckengeblieben. Der Vicomte rief »Christine!« und rannte zu ihr, um sie in die Arme zu schließen. Sie schmiegte sich in seine Umarmung und sah lächelnd zu ihm auf.

Pater Kilfoyle kniete neben ihr im Schnee nieder. Er riß sich die breite Schärpe von der Taille, küßte ihre Enden und legte sie sich um den Hals. Während er hastig seine Gebete sprach, liefen ihm Tränen über das kantige irische Gesicht. Der Mann mit der Maske ließ seine Pistole in den Schnee fallen und stand mit gesenktem Kopf wie eine Statue da. Seine Schultern bebten, als er lautlos zu weinen begann.

Anfangs schien allein der Junge nicht zu begreifen, was geschehen war. Eben noch hatte seine Mutter ihn umarmt, jetzt lag sie vor seinen Augen im Sterben. Als er zum erstenmal »Maman?« rief, klang es wie eine Frage. Beim zweiten- und drittenmal wie ein verzweifelter Aufschrei. Dann wandte er sich an den Vicomte, als erhoffte er sich von ihm eine

Erklärung. »Papa?« fragte er.

Christine de Chagny schlug die Augen auf, und ihr Blick fand Pierre. Sie sprach ein letztes Mal, durchaus klar, bevor diese göttliche Stimme für immer verstummte. Sie sagte: »Pierre, das ist nicht wirklich dein Papa. Er hat dich wie seinen eigenen Sohn großgezogen, aber dein richtiger Vater steht dort drüben.« Sie nickte zu der gebeugt dastehenden Gestalt mit der Maske hinüber. »Es tut mir so leid, Cheri.«

Dann starb sie. Ich will keine große Szene daraus machen. Sie starb einfach. Ihre Augen schlossen sich, der letzte röchelnde Atemzug entrang sich ihr, und ihr Kopf sank seitlich auf die Brust ihres Ehemanns.

Einige Sekunden herrschte tiefes Schweigen, das eine Ewigkeit zu dauern schien. Der Junge sah von einem Mann zum anderen. Dann fragte er den Vicomte nochmals: »Papa?«

In den letzten Tagen hatte ich begonnen, den französischen Aristokraten für einen freundlichen und anständigen Mann, jedoch im Vergleich zu, sagen wir, dem dynamischen Priester für etwas schwächlich zu halten. Aber jetzt schien ein Ruck durch ihn zu gehen.

Der Leichnam seiner toten Gattin ruhte in seiner linken Armbeuge. Mit seiner rechten Hand nahm er eine ihrer Hände und zog ihr langsam einen goldenen Ring vom Finger. Ich erinnerte mich an die Schlußszene in der Oper, als der Offizier mit dem entstellten Gesicht ihr ebendiesen Ring als Zeichen dafür zurückgegeben hatte, daß ihre Liebe niemals Erfüllung finden würde und er dies akzeptierte. Der französische Vicomte drückte den Ring seinem verzweifelten Stiefsohn in die Hand.

Einen Meter neben den beiden blieb Pater Kilfoyle auf den Knien liegen. Er hatte der Diva vor ihrem Tod Absolution erteilt und betete jetzt für ihre unsterbliche Seele.

Raoul de Chagny erhob sich, seine tote Gattin auf den

Armen. Dann sagte dieser Mann zu dem Sohn eines anderen, den er wie seinen eigenen aufgezogen hatte, in stockendem Englisch: »Es stimmt, Pierre. Maman hat die Wahrheit gesagt. Ich habe für dich getan, was ich konnte, aber ich bin nicht dein wirklicher Vater. Der Ring gehört dem, der in den Augen Gottes dein Vater ist. Gib ihn ihm zurück. Auch er hat sie geliebt - auf eine Weise, zu der ich nie fähig gewesen bin.

Ich werde die einzige Frau, die ich je geliebt habe, nach Paris zurückbringen, damit sie in französischer Erde begraben werden kann. Heute, hier, in dieser Stunde hast du aufgehört, ein Junge zu sein, und bist ein Mann geworden. Nun mußt du dich selbst entscheiden.«

Er stand mit seiner toten Gattin in den Armen da und wartete auf eine Antwort. Pierre drehte sich um und starrte die Gestalt des Mannes, der sein wirklicher Vater war, lange an.

Der Mann, den ich für mich jetzt das Phantom von Manhattan nannte, stand mit gesenktem Kopf allein da; die Entfernung zwischen ihm und den anderen schien die Distanz zwischen ihm und der übrigen Menschheit zu symbolisieren. In diesem Augenblick verriet mir die Haltung seines Körpers, daß er erneut alles verloren hatte, was er je geliebt hatte.

Nun herrschte sekundenlanges Schweigen, während der Junge über die Lichtung blickte. Vor mir hatte ich, was die Franzosen als *Tableau vivant* bezeichnen. Sechs Gestalten, zwei davon tot und vier in tiefem Schmerz.

Der französische Graf hielt den Leichnam seiner Gattin noch immer in den Armen. Er hatte seine Wange auf ihren an seiner Brust ruhenden Kopf gelegt und streichelte ihr dunkles Haar, wie um sie zu trösten.

Das Phantom stand unbeweglich da - am Boden zerstört. Darius lag mit offenen Augen ganz in meiner Nähe und starrte in den Winterhimmel, den er nicht mehr sehen konnte. Der Junge stand neben seinem Stiefvater; für ihn war eine Welt

zusammengebrochen.

Der Priester lag weiter auf den Knien und hatte sein Gesicht mit geschlossenen Augen zum Himmel erhoben, aber ich sah, wie die großen, kräftigen Hände das Metallkreuz umklammerten und die Lippen sich in stummem Gebet bewegten. Später, immer noch unfähig, eine Erklärung für die nun folgenden Ereignisse zu finden, habe ich ihn in seiner Wohnung in den Slums der Lower East Side aufgesucht. Die Geschichte, die er mir erzählte, verstehe ich auch heute noch nicht wirklich, aber ich will sie Ihnen berichten.

Er sagte, er habe auf dieser stillen Lichtung stumme Schreie, die Totenklage des Vicomte ganz in seiner Nähe und die Verwirrung und den Schmerz des Jungen, dessen Erzieher er sieben Jahre lang gewesen war, vernommen. Aber über all dem, sagte er, habe er noch etwas anderes gehört. Auf dieser Lichtung gab es eine verlorene Seele, die schmerzerfüllt schrie wie Coleridges Albatros, der über einem Meer aus Verzweiflung allein durch einen Himmel voller Schmerz segelte. Er habe darum gebetet, diese verlorene Seele möge in der Liebe Gottes wieder eine Zuflucht finden. Er habe um ein Wunder gebetet, das unmöglich geschehen konnte. Was wußte ich, der freche jüdische Bengel aus der Bronx, schon über verlorene Seelen, Erlösung und Wunder? Ich kann Ihnen nur berichten, was ich gesehen habe.

Pierre ging langsam über die Lichtung auf ihn zu. Er hob eine Hand und nahm ihm den breitkrempigen Hut ab. Ich glaubte, der Mann mit der Maske einen leisen Klagelaut ausstoßen zu hören. Sein Schädel war bis auf einige Haarbüschel kahl, und die mit aschgrauen Narben bedeckte fleckige Haut war wellig wie geschmolzenes Wachs. Dann zog der Junge ihm behutsam die Maske vom Gesicht, ohne dabei ein Wort zu sagen.

Also, ich habe die Leichen auf den Steintischen im Bellevue gesehen, von denen manche schon viele Tage im Hudson River

gelegen haben; ich habe Männer gesehen, die auf den Schlachtfeldern Europas gefallen waren. Aber ich habe nie wieder ein Gesicht wie dieses gesehen, das unter der Maske zum Vorschein kam. Nur ein Teil des Unterkiefers und die Augen, aus denen Tränen über die entstellten Wangen flossen, wirkten menschlich. Ich konnte endlich verstehen, warum er eine Maske trug und sich vor der Menschheit versteckt hielt. Aber nun stand er durch die Hand dieses Jungen, der sein eigener Sohn war, bloßgestellt und gedemütigt vor uns.

Pierre starrte das schreckliche Gesicht lange an, ohne Angst oder Widerwillen zu zeigen. Dann ließ er die Maske zu Boden fallen, ergriff die linke Hand seines Vaters, steckte ihm den goldenen Ring an den Finger, streckte beide Hände nach oben, umarmte den Weinenden und sagte laut und deutlich: »Ich will hier bei dir bleiben, Vater.«

Das war's in etwa, meine jungen Freunde. Schon wenige Stunden später wußte ganz New York von der Ermordung der Diva. Die Tat wurde einem geistesgestörten Fanatiker zugeschrieben, der anschließend selbst am Ort seines Verbrechens niedergeschossen worden war. Diese Version stellte den Oberbürgermeister und die Stadtverwaltung zufrieden. Was mich betraf... nun, das war - wie gesagt - die einzige Story in meiner Laufbahn, über die ich nie berichtet habe, obwohl es mich meinen Job gekostet hätte, wenn es herausgekommen wäre. Doch jetzt ist's zu spät, sie noch zu Papier zu bringen.

Epilog

Der Leichnam Christine de Chagnys wurde neben dem ihres Vaters auf dem Friedhof des kleinen bretonischen Dorfs beigesetzt, aus dem sie beide stammten.

Der Vicomte, dieser gütige und freundliche Mann, zog sich auf seine Ländereien in der Normandie zurück. Er heiratete nicht wieder und trug stets ein Bild seiner geliebten Frau bei sich. Im Frühjahr 1940 starb er eines natürlichen Todes, so daß es ihm erspart blieb, seine Heimat besetzt zu sehen.

Pater Joe Kilfoyle blieb in Amerika und ließ sich in New York nieder, wo er ein Heim und eine Schule für die notleidenden, mißbrauchten und unerwünschten Kinder der Lower East Side gründete. Er verweigerte jeglichen Aufstieg in der kirchlichen Hierarchie und blieb für Generationen unterprivilegierter Kinder einfach Pater Joe. Seine Heime und Schulen wurden finanziell stets gut ausgestattet, aber er verriet nie, woher das Geld kam. Er starb hochbetagt Mitte der fünfziger Jahre. Seine drei letzten Lebensjahre verbrachte er in einem Heim für alte Priester in einer Kleinstadt an der Küste Long Islands, wo er Berichten der Nonnen zufolge, die ihn betreuten, oft in eine Decke gehüllt auf der Terrasse saß, nach Osten übers Meer schaute und von einer Farm bei Mullingar träumte.

Oscar Hammerstein verlor später die Leitung über das Manhattan Opera House an die Met, die ihn aus dem Geschäft drängte. Sein Enkel, Oscar Hammerstein III., arbeitete in den fünfziger Jahren mit Richard Rodgers zusammen, um Musicals zu schreiben.

Pierre de Chagny ging in New York zur Schule, besuchte eine Ivy-League-Universität und stand dann gemeinsam mit

seinem Vater an der Spitze des riesigen Familienunternehmens. Im Ersten Weltkrieg legten die beiden den Nachnamen Mühlheim ab und nahmen einen anderen, bis heute in Amerika weithin geachteten, an.

Das Unternehmen wurde für sein soziales Engagement bekannt, gründete eine bedeutende Einrichtung für plastische Chirurgie und rief zahlreiche wohltätige Stiftungen ins Leben.

Pierres Vater zog sich Anfang der zwanziger Jahre auf einen abgelegenen Landsitz in Connecticut zurück, auf dem er den Rest seiner Tage mit Büchern, Gemälden und seiner geliebten Musik verbrachte. Er wurde von zwei Kriegsveteranen betreut, die in Grabenkämpfen gräßlich verstümmelt worden waren, und trug nach jenem Tag im Battery Park nie wieder eine Maske.

Pierre heiratete und starb im Jahr der ersten Mondlandung an Altersschwäche. Seine vier Kinder leben alle noch.

Danksagung

Bei dem Bemühen, mir die City of New York im Jahr 1906 vorzustellen, habe ich wertvolle Unterstützung von Professor Kenneth T. Jackson von der Columbia University und von Mr. Caleb Carr erhalten, dessen Bücher *The Alienist* und *Angel of Darkness* uns so plastisch vor Augen führen, wie das Leben im Manhattan der Jahrhundertwende gewesen sein muß.

Für eine detaillierte Beschreibung von Coney Island und seinen Vergnügungsparks in jener Zeit möchte ich Mr. John B. Manbeck, dem Bezirkshistoriker von Brooklyn, danken.

In allen Dingen, die mit der Oper und vor allem der Eröffnung des Opernhauses in Manhattan am 3. Dezember 1906 zusammenhängen, hat mich mit unerschöpflicher Geduld und Hilfsbereitschaft Mr. Frank Johnson, Herausgeber von *The Spectator* und profunder Kenner der Oper, beraten.

Auf die Idee, eine Fortsetzung von *Das Phantom der Oper* zu schreiben, hat mich ein Gespräch mit Andrew Lloyd Webber gebracht. Bei weiteren intensiven Gesprächen entwickelten wir dann gemeinsam die Grundzüge der Handlung. Ich danke ihm für seine Begeisterung und dafür, daß er mich an seinen Einfällen teilhaben ließ.